

David Dippong

Außen- und Selbstwahrnehmung koreanischer und okinawanischer Identität

Vergleich und Analyse

Bachelorarbeit

BEI GRIN MACHT SICH IHR WISSEN BEZAHLT



- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit, Bachelor- und Masterarbeit
- Ihr eigenes eBook und Buch - weltweit in allen wichtigen Shops
- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de/> abrufbar.

Dieses Werk sowie alle darin enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsschutz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlanges. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Auswertungen durch Datenbanken und für die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronische Systeme. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe (einschließlich Mikrokopie) sowie der Auswertung durch Datenbanken oder ähnliche Einrichtungen, vorbehalten.

Impressum:

Copyright © 2015 GRIN Verlag
ISBN: 9783668158788

Dieses Buch bei GRIN:

<https://www.grin.com/document/316760>

David Dippong

Außen- und Selbstwahrnehmung koreanischer und okinawanischer Identität

Vergleich und Analyse

GRIN - Your knowledge has value

Der GRIN Verlag publiziert seit 1998 wissenschaftliche Arbeiten von Studenten, Hochschullehrern und anderen Akademikern als eBook und gedrucktes Buch. Die Verlagswebsite www.grin.com ist die ideale Plattform zur Veröffentlichung von Hausarbeiten, Abschlussarbeiten, wissenschaftlichen Aufsätzen, Dissertationen und Fachbüchern.

Besuchen Sie uns im Internet:

<http://www.grin.com/>

<http://www.facebook.com/grincom>

http://www.twitter.com/grin_com

Außen- und Selbstwahrnehmung koreanischer und okinawanischer Identität
Vergleich und Analyse

David Dippong B.A.

*Dieser Aufsatz diente im Jahr 2015 in gekürzter Form mit dem Titel
„Außen- und Selbstwahrnehmung koreanischer und okinawanischer Identität“
als Abschlussarbeit (B.A.) im Fach Japanologie an der Eberhard Karls Universität
Tübingen.*

*Mein Dank geht an alle fleißigen Lektoren, die des Maulens nicht müde wurden, sowie
an alle motivierenden Kräfte, die hinter den Kulissen auf mich eingewirkt haben und es
immer noch tun.*

Inhaltsverzeichnis

Abbildungsverzeichnis	4
1 Einleitung	5
2 Okinawa – historische Interaktion mit Japan.....	7
2.1 Geistiges/intellektuelles Drängen nach Japan	10
2.2 Emigrationsdrang.....	11
2.3 Der Zucker schmeckt nicht mehr	14
2.4 Japans Krieg, Okinawas Verlust	16
3 Korea – historische Interaktion mit Japan	16
3.1 Zwangsmigration ab 1939.....	19
4 Historische Interaktion mit Japan im Vergleich	20
5 Gründe für den Verbleib der Okinawaner	22
6 Gründe für den Verbleib der Koreaner.....	23
7 Oldcomer	24
7.1 Okinawanische Oldcomer und ihre Ansiedlung	24
7.2 Koreanische Oldcomer und ihre Ansiedlung.....	29
8 Newcomer.....	32
8.1 Okinawanische Newcomer	32
8.2 Koreanische Newcomer.....	32
8.2.1 Ansiedlung der koreanischen Newcomer	37
8.2.2 Religiösität, Bildung und Politik	39
9 Diskriminierung und Assimilierung.....	40
9.1 Diskriminierung der Okinawaner.....	42
9.1.1 Zu Kriegszeiten auf Okinawa	42
9.1.2 Diskriminierung auf dem japanischen Festland	43
9.2 Diskriminierung der koreanischen Oldcomer	45
9.3 „No Koreans or Ryūkyūans need apply”	48
9.4 Situation innerhalb der koreanischen Gemeinde	49
9.5 Assimilierung	50
9.6 Mögliche Ursachen der Diskriminierung im japanischen Selbstverständnis	51
10 Kulturelle Boomphasen.....	53
10.1 Okinawa-Boom	55

10.2	Korea-Boom	57
10.3	Fazit.....	60
11	Identität im Wandel der Zeit.....	60
11.1	Okinawanische Identität	60
11.2	Koreanische Identität.....	65
11.2.1	Phase Eins	67
11.2.2	Phase Zwei	68
11.2.3	Phase Drei	70
11.3	Der Vierte Weg.....	71
12	Schluss	73
13	Literaturverzeichnis.....	77

Abbildungsverzeichnis

Abbildung 1 - Entwicklung der okinawanischen Bevölkerung auf dem japanischen Festland	24
Abbildung 2 - Entwicklung der Zahl der Nord/Südkoreaner in Japan 1910-1944	29
Abbildung 3 - Entwicklung der Zahl der Koreaner in Relation zur Zahl der Chinesen in Japan 1980-2007	34

1 Einleitung

Japan, Korea, Okinawa – die Geschichte und Interaktion dieses Dreierpaares im Laufe des 20. Jahrhunderts ist äußerst ereignisreich. Begonnen mit Japans Kolonialpolitik kurz vor der Jahrhundertwende entspann sich eine Reihe von Ereignissen, die sowohl im Falle Koreas als auch Okinawas zur Bildung entsprechender Minderheitengruppen auf dem japanischen Festland führte. Umstritten ist hierbei jedoch die Natur jener Gruppen. Korea als ehemalige japanische Kolonie auf der einen, Okinawa – seit Ende der US-Besatzung wieder – als Teil der japanischen Nation auf der anderen Seite. Dementsprechend erfahren beide Bevölkerungsgruppen eine jeweils unterschiedliche Wahrnehmung durch den japanischen Staat und seine Mehrheitsbevölkerung. Während die koreanische Bevölkerungsgruppe in Japan ungebrochen mit der kolonialzeitlichen Vergangenheit konfrontiert und als externe Minderheit betrachtet wird, zeichnete der japanische Blick auf den okinawanischen Anteil an der Bevölkerung das Umkehrbild einer inneren Minderheit.

Inhalt dieses Aufsatzes sollen Betrachtung und Vergleich des Zustandekommens, Werdegangs und der aktuellen Situation beider Minderheiten Japans sein. Hierbei sollen auch die realen Unterschiede abseits einer Statuszuordnung durch den Staat als „intern“ oder „extern“ und im tatsächlichen Umgang mit der japanischen Mehrheitsbevölkerung erörtert werden. Weiterhin werden Veränderungen in dieser Außenwahrnehmung beider Gruppen im Laufe des 20. Jahrhunderts geschildert und auch das jeweilige Selbstbild und dessen Wandel untersucht.

Letztlich verfolgt dieser Text das Ziel, einen Schluss über den Grad der Vergleichbarkeit zwischen der koreanisch- und der okinawanisch-stämmigen Bevölkerung Japans zuzulassen. Inwiefern qualifiziert sich Okinawa für einen Status als Kolonie Japans, wenn man einen Vergleich zwischen okinawanischen Festlandbewohnern und den als ehemalige koloniale Subjekte gebrandmarkten koreanisch-stämmigen Bewohnern Japans anstellt?

In diesem Aufsatz finden sich verschiedene Begriffe, die Bezug auf die Ryūkyū-Inselkette nehmen. Da sich der Souveränitätsstatus der Region im Laufe der beschriebenen Periode grundlegend änderte, habe ich folgende Definitionen festgelegt: Ist vom Königreich Ryūkyū die Rede, so ist damit das zwischen dem 15. und 19. Jahrhundert bestehende Inselkönigreich gemeint. Schreibe ich von Okinawa (oder „auf Okinawa“), so bezieht sich dies ausschließlich auf die gleichnamige Insel. Gleichzeitig ist bei der Präfektur Okinawa (vgl. „in Okinawa“) die auch heute noch gültige Zusammenfassung der Inselgruppen Okinawa, Miyako und Yaeyama als Präfektur Japans gemeint.

„Oldcomer“ – mit diesem Begriff sind im japanischen Sprachgebrauch die nach Japan immigrierten Zuwanderer aus der „alten“ Zeit vor, während und kurz nach dem Zweiten Weltkrieg und ihre in Japan geborenen Nachkommen gemeint. Auf die Untersuchung der koreanischen Diaspora bezogen findet hier häufig der heute als diskriminierend empfundene Begriff des Zainichi¹-Koreaners Verwendung. Weiter gefasst beschreibt der Oldcomer-Begriff auch Minderheiten anderen nicht-japanischen Ursprungs. Im Zuge dieses Aufsatzes möchte ich ihn jedoch noch weiter fassen. Insofern, dass er auch Anwendung finden kann auf die zur besagten Zeit aufs japanische Festland gelangten Bewohner Okinawas. Diese werden heute wie früher rechtlich als japanische Staatsbürger – und somit nicht als externe Subjekte – wahrgenommen. Jedoch sollen die Parallelen zur Gruppe der Koreaner in Japan in Sachen sozialer Benachteiligung ihr Übriges tun, die begriffliche Einrahmung zu begründen. Der Begriff des Oldcomers steht in seiner zeitlichen Einordnung dem des „Newcomers“ gegenüber. Im Hinblick auf Korea betrifft Newcomer die Einwanderer aus der Zeit nach Japans wirtschaftlicher Öffnung der 1980er-Jahre, bezogen auf Okinawa die aus der Zeit nach der Rückgabe an Japan 1972.

Im Laufe dieses Aufsatzes wird von einer homogenen japanischen Mehrheitsbevölkerung ausgegangen, die so natürlich nicht gegeben ist, aber wie sich zeigen wird, gerade als Abgrenzung zur koreanischen und okinawanischen Bevölkerung konstruiert wird.

Während die Menge der Ausführungen zur koreanisch-stämmigen Minderheit Japans ganze Regale füllt, sind Werke zur okinawanisch-stämmigen Bevölkerung auf dem japanischen Festland bereits rarer gesät. Gerade heute, zu Zeiten eines allgegenwärtig immer wichtiger werdenden Images als „internationale Nation“ rückt (nicht nur) die vermeintlich interne okinawanische Minderheit Japans zunehmend in den Hintergrund. Auch im Themenbereich der Newcomer-Immigration in den 70er- und 80er-Jahren finden sie, auf Grund ihrer japanischen Staatsbürgerschaft, so gut wie keine Beachtung. Entsprechend dünn war die vorgefundene Quellenlage zu den okinawanischen Newcomern, was sich in der Kapitellänge deutlich niederschlägt.

Das folgende Kapitel beschreibt die zunehmende Bindung Ryūkyūs und Koreas an Japan, bis sie schließlich im Vorlauf der Weltkriege Teil des japanischen Kaiserreichs wurden. In Koreas Falle scheiden sich die Geister der japanischen Rechten und dem Großteil der politischen Mitte. Die Perspektiven auf die Geschehnisse reichen von „Verteidigungskrieg und Entwicklungshilfe“ bis zu „kriegerischer Besatzung und

¹ 在日 – etwa „in Japan ansässig“. Wird der Begriff ohne nähere Definition der ursprünglichen Herkunft verwendet, verbinden Japaner damit „automatisch“ eine Assoziation zur koreanisch-stämmigen Bevölkerung Japans. Im modernen Sprachgebrauch häufig grenzübergreifend im Sinne von Nord-/Südkorea:

在日コリアン *zainichikorian*.

Souveränitätsraub“. Beim in die Präfektur Okinawa umgewandelten ehemaligen Königreich Ryūkyū, das seit seiner Rückgabe durch die USA an Japan 1972 wieder Teil des japanischen Staates ist, sieht man allerdings selten Grund zur Debatte. Weiter noch, wird Okinawa bei aktuellen Analysen der japanischen Kolonialzeit häufig völlig außer Acht gelassen (Christy 2006: 174). Weiterhin sollen die Prozesse geschildert werden, welche die Grundlagen für die Entstehung der okinawanischen und koreanischen Minderheiten auf dem japanischen Festland schufen. Schließlich soll anhand eines Vergleichs beider Fälle ermittelt werden, inwiefern auch Okinawa als Opfer des japanischen Imperialismus vor und während des Zweiten Weltkrieges gelten kann.

2 Okinawa – historische Interaktion mit Japan

Im Jahre 1872 änderte die Meiji-Regierung Ryūkyūs Status vom „Königreich“² zum eigenen „Herrschaftsbereich“³ und untersagte ab 1875 schließlich auch jegliche tributären Leistungen an China⁴ (Smits 2006: 229). Als der rege innere Widerstand gegen diese Maßnahme zur Schließung Japans „offener Flanke im Süden“ (zitiert nach Antoni 1988: 89 f.) im Laufe der kommenden Jahre nicht abebbte, sah sich die japanische Regierung zu einer Strafaktion gezwungen (Hanazaki 2006: 217). 1879 wurde der Herrschaftsbereich Ryūkyū unter militärischen Muskelspielen zur vollwertigen japanischen Präfektur umgewandelt, der König aus seinem Palast eskortiert. In der Folge nahm er seinen nunmehr „angestammten“ Platz am Meiji-Hof in Tōkyō ein (Hanazaki 2006: 216 f.; Smits 2006: 230). Anders als bei der Annexion Hokkaidos (vollständig gemacht durch die Umbenennung der Insel Ezo in Hokkaido, 1869), duldet und förderte die japanische Regierung den Erhalt lokaler Bräuche und Gepflogenheiten und führte nur graduell die im Japan jener Zeit gültigen Regelungen und Steuern ein. Man versuchte sich an einer langwierigen Wandlung der Region und einer „sanften Beugung“ des Volkes nach europäischem Vorbild, um weiteren Widerstand zu vermeiden. Die Unterschiedlichkeit dieser zwei Vorgehensweisen erzeugte bei der okinawanischen Bevölkerung schnell ein Gefühl der Überlegenheit gegenüber den als primitiv gebrandmarkten und entrechteten Ainu und Sympathie für den Machthaber

² Das Königreich Ryūkyū, das sich 1492 formiert hatte, wurde zwar bereits 1609 vom japanischen Shimazu-Clan besetzt. Allerdings legte dieser großen Wert auf den Erhalt okinawanischer Tradition und Sprache, um China – dessen Vasallenstaat Ryūkyū war und welches Japan nicht als Machthaber im Königreich anerkannte – nicht durch eine „Japanisierung“ Ryūkyūs und den damit einhergehenden eventuellen Verlust Ryūkyūs als Tributstaat zu verärgern (Antoni 1988: 89; Hanazaki 2006: 214).

³ Der ehemalige Souverän Ryūkyūs wurde somit in den untergeordneten Stand eines Daimyō versetzt.

⁴ Ihrem Ruf als inhärenter Teil des japanischen Staates zum Trotz stand die Ryūkyū-Inselkette ca. 500 Jahre lang – von 1372 bis 1872/79 – als enger Handelspartner und Tributstaat Chinas auch voll unter dessen kulturellem Einfluss. Die Inselkette war somit als sinisiertes Gebiet anzusehen, in dem aufgrund ausgedehnter Handelsbeziehungen zu China und wiederum dessen zahlreichen Handelspartnern auch Züge südostasiatischer Kulturen Einzug hielten (Antoni 1988: 89).

Japan (Hanazaki 2006: 217). Konkrete Verhandlungen mit anderen starken Kontaktstaaten – unter anderem Korea, den USA und Frankreich, vor allem jedoch China – über die Legitimität der japanischen Souveränität in Ryūkyū dauerten bis weit in die 1880er-Jahre hinein an⁵. Man bot China Teile Ryūkyūs an, um sich dadurch eine vorteilhafte Position in bestimmten Handelsverträgen zu erkaufen. Bereits hier wurde die Rolle Ryūkyūs oder speziell Okinawas als von Japan willig eingesetzter „bargain chip“ deutlich – ein wiederkehrendes Phänomen, ähnlich der späteren Vorgehensweise Japans nach dem Zweiten Weltkrieg, als Ryūkyū schnell an die amerikanische Besatzungsmacht übergeben wurde, um die militärische Präsenz der USA auf dem japanischen Festland möglichst stark einzuschränken.

Wenngleich der Handel nach einiger Diskussion perfekt schien, kam er letztendlich nie zustande und Ryūkyū blieb unter japanischer Kontrolle (Smits 2006: 230). Alle lokalen Autoritäten wurden durch Beamte vom japanischen Festland ersetzt. Auch sonst glich der Umgang der japanischen Zentralregierung mit dem alten Handelspartner, der nun offiziell Teil des Kaiserreichs geworden war, eher dem mit einer Kolonie im Inneren⁶. Hierunter hatte die verarmte und von nunmehr schwerer Besteuerung geplagte bäuerliche Bevölkerung Ryūkyūs stark zu leiden (Smits 2006: 230). Die Durchführung einer Sprachreform hatte für den neuen Gouverneur Okinawas höchste Priorität. Finanziert wurde der hierauf folgende Bau unzähliger Grundschulen, wenig überraschend, durch eine Sondersteuer⁷ zu Lasten der Bauern und Weiler. Mit Beginn des ersten Sino-Japanischen Krieges 1894 hatten bereits 30% der okinawanischen Kinder diese neue Art der Schulbildung abgeschlossen (Smits 2006: 232). Die rasante Umschulung der Bevölkerung, weg von der indigenen Ryūkyū-Sprache und hin zum Japanischen, nahm ihren Lauf. Ein interessantes Detail dieser kulturellen Assimilation: Obwohl die neue Grundschulbildung die Lehre von kulturellen Ansichten identisch zu denen des Festlandes beinhaltete, so vermittelte man den Menschen Ryūkyūs im Zuge des von Tōkyō initiierten „Programms zum Erhalt der alten Bräuche“ doch sehr konkret ein Bild der eigenen Andersartigkeit. Vordergründig war dies zwar eine Geste des Respekts gegenüber der indigenen Kultur, dahinter verbarg sich jedoch ein Mittel, um die Bevölkerung Ryūkyūs auf japanische kulturelle Standards zu trimmen, sie allerdings jederzeit, sowohl sozial als auch rechtlich, als Menschen zweiter – oder vielmehr:

⁵ Die vollständige Eingliederung Ryūkyūs in den japanischen Nationalstaat dauerte, was Verwaltungspraxis und Organisation anbelangte, bis in die frühen 1920er-Jahre an (Smits 2006: 227).

⁶ So unterlag die Verwaltung der Präfektur Okinawa bis ins Jahr 1875 hinein bspw. dem Außenministerium in Tōkyō und auch historische Texte aus jener Zeit nennen die Rūkyū-Inselkette in einem Federstrich mit nicht-japanischen Staaten aus aller Welt (Antoni 1988: 90).

⁷ Genau genommen hatte die Steuer bereits vorher Bestand. Sie war jedoch „freigeworden“, da jene höfischen Beamten, denen sie ursprünglich zugute kam, mit Abschaffung der ryūkyüschen Monarchie ebenfalls ihrer Position enthoben wurden. Die Steuer blieb jedoch bestehen (Smits 2006: 232).

anderer, nicht-japanischer – Klasse behandeln zu können. Schnell realisierte man auf Okinawa Sinn und Zweck dieser Politik. Es wurde damit begonnen, gegen derartige rechtliche Beschneidungen zu protestieren und forderte eine Abschaffung des Programms und seiner Inhalte. Paradoxe Weise bedeutete dieser Protest jedoch gleichzeitig eine Abschaffung der Förderung der indigenen Kultur Ryūkyūs, die dem Programm zum Vorwand diente. 1896 bildete sich eine Interessengemeinschaft von Intellektuellen, an deren Spitze Shō En stand, der zweite Sohn des abgesetzten Königs Shō Tai. Zwar war man der Meinung, dass die kulturellen Unterschiede zwischen Japan und Ryūkyū für eine baldige Assimilation zu groß seien, aber im Zuge einer Petition sammelte man an die 70.000 Unterschriften, um diese am Meiji-Hof einzureichen und somit eine graduelle kulturelle und institutionelle Angleichung an Japan anzuregen. Ein Großteil der Bevölkerung Ryūkyūs sah hierin den einzigen Ausweg aus den ausbeuterischen Praktiken Japans, denen sich das ehemalige Inselkönigreich aussetzen musste.

Japan allerdings – frisch als Sieger aus dem Krieg mit China hervorgegangen – sah keinerlei Notwendigkeit, dem Begehren der Bürger Ryūkyūs nachzugeben und schmettete das Anliegen umgehend ab (Smits 2006: 232). So hatte die angebliche Präfektur Okinawa weiterhin unter zahlreichen Benachteiligungen zu leiden. Verglichen mit ihren vermeintlichen Schwesterpräfekturen hinkte sie, was die Modernisierung beinahe aller Verwaltungsbereiche anging, drastisch hinterher: Dies betraf zum Beispiel die Reform der Grundsteuer 1899 (vgl. Festland-Japan: 1873), das Ende der Samurai-Besoldung 1909 (vgl.: 1876), die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht 1898 (vgl.: 1873) oder die ersten präfekturinternen Wahlen 1909 und die Wahl zur Nationalversammlung 1912 (vgl. beide: 1890). Besonders die zeitlichen Abstände zwischen der Reformierung von Wehrpflicht und Wahlen legen den Schluss nahe, dass man die Bevölkerung Ryūkyūs keinesfalls für gleichberechtigte japanische Bürger hielt. Die japanische Obrigkeit unterstellte Unmündigkeit und begegnete ihr mit Misstrauen. Hinzu kam auch das massive Ungleichgewicht im Steuerlastausgleich: 1921 entrichtete die Präfektur Okinawa beispielsweise 7.430.000 Yen an Steuergeldern an die Zentralregierung. Vor Ort investiert wurden lediglich 1.910.000 Yen an staatlichen Geldern.

Das frühmoderne Königreich Ryūkyū stellte zum Zeitpunkt seiner Übernahme durch Japan keine moderne Nation nach gängiger Definition dar. Somit sah Japan sich – dem damaligen, westlichen Zeitgeist folgend – berechtigt, Ryūkyūs Ansprüche auf Territorium und Souveränität zu hinterfragen. Die oben genannten Beispiele zeigen starke Indizien einer japanischen Kolonialpolitik nach europäischem Vorbild, unter dem löchrigen Deckmantel der Gleichberechtigung.

2.1 Geistiges/intellektuelles Drängen nach Japan

Die Reaktion auf Benachteiligung und Ausbeutung erstaunt: Mit offenen Armen empfing man in Okinawa pünktlich zur Jahrhundertwende ein neues Assimilationsprogramm der japanischen Regierung – *dōka* (Smits 2006: 232). Gleichzeitig setzte sich der bereits früher gegenüber den Ainu gezeigte Elitarismus der Okinawaner fort. Bei der fünften Industrieausstellung in Ōsaka 1903 präsentierte ein Japaner, der einem Viehtreiber gleich mit einer Peitsche ausgestattet war, an einem Stand die „verschiedenen Ethnien des japanischen Kaiserreichs“ (Christy 2006: 173; Rabson 2012: 61). Neben Ainu, Koreanern und Taiwanern waren auch zwei okinawanische Frauen Teil der Zurschaustellung. Ein Aufschrei ging durch die okinawanische Presse, und es hieß:

“The inclusion of people from our prefecture alongside Taiwanese aborigines and Ainu from the northern seas makes us appear comparable to primitives and Ainu. What possibly could be a greater insult to us?”

und,

*“People of other prefectures and cities sometimes regard the people of our prefecture as a special ethnic [and/or racial] group within Japan, but we acknowledge not the slightest difference in our characteristics.”*⁸

(beide zitiert nach. Smits 2006: 233)

Bereitwillig stimmte man also in den propagandistischen Choral der japanischen Regierung ein. Dieser besagte, dass die „heimischen Ethnien“ der von Japan besetzten Regionen im Grunde schon immer Japaner gewesen seien, man also durch eine Übernahme lediglich die natürliche Ordnung der Dinge wiederherstelle – eine Argumentationsweise, die so später auch auf Korea Anwendung finden sollte. Nicht die Zurschaustellung anderer als „nieder“ oder der „japanischen Ethnie“ untergeordnet erzürnte die okinawanischen Gemüter, sondern die Behauptung, man selbst sei nicht Teil der „edlen japanischen Ethnie“. Tatsächlich sollten häufig vorkommende – aber eben auch bei Japanern zu findende – physische Merkmale der Okinawaner später noch zur Zielscheibe für Diskriminierung werden, wie sich im entsprechenden Kapitel zeigen wird.

Spätestens nach Ende des ersten Sino-Japanischen Krieges war ganz Japan durchsetzt von einem gefestigten Nationalbewusstsein (Smits 2006: 234). Die Präfektur Okinawa war durch Annexion und die Niederlage Chinas unbestrittener Teil der japanischen Nation geworden. Unklar war nach wie vor die (von Japan zu entscheidende) Frage der kulturellen und ethnischen Verbundenheit. In Okinawa war man sich der

⁸ Identische Beschwerden darüber, man wolle sich nicht mit derartig „barbarischen“ Völkern präsentieren lassen, äußerte man auch auf taiwanesischer und koreanischer Seite (Rabson 2012: 59).

Tatsache bewusst⁹, sich nicht mehr von Japan loslösen zu können. So setzten sich derweil die Bemühungen um einen Aufstieg in die Klasse der „vollwertigen Japaner“ fort. Um dem zumindest semi-kolonialen Status zu entkommen, entwickelte die örtliche intellektuelle Elite Strategien, die sowohl Festland-Japan als auch die eigene Inselbevölkerung glauben machen sollten, man sei Teil derselben „imagined community“ nach Anderson¹⁰. Fortwährend wurde durch die japanische Regierung jedoch die mangelnde Fähigkeit der Okinawaner zum einwandfreien Erlernen des Standard-japanischen beschworen, um ihre unweigerliche Andersartigkeit hervorzuheben. Grund hierfür war eher nicht ihre tatsächliche (Un-)Fähigkeit – auf Grund der neu gegliederten Grundschulausbildung sprach die Bevölkerung Okinawas damals wie heute fließend Japanisch –, sondern der stark lokal geprägte Akzent und Dialekt der Okinawaner und das Vorhandensein von Lehnwörtern aus der Ryūkyū-Sprache. Ein gewisses Maß an Sprachvermischung ist in einer derartigen Situation eigentlich weltweite Normalität. In diesem konkreten Fall schloss die japanische Seite allerdings auf einen Mangel an „Japanizität“ und ein unzureichendes Bewusstsein für die Zugehörigkeit zum japanischen Kaiserreich (Smits 2006: 236). Bereits 1894 ließ man Englisch vom Lehrplan okinawanischer Schulen streichen. Begründung hierfür war die angebliche Unsinnigkeit, jemanden Englisch lehren zu wollen, der nicht einmal seine eigene Sprache (Japanisch) beherrsche (Smits 2006: 236).

2.2 Emigrationsdrang

Seit jeher wurden Okinawa und zuvor das Königreich Ryūkyū beinahe nach Art eines Fluches von Naturkatastrophen und Krisen¹¹ geplagt. Zusätzlich hierzu sorgte der natürlich begrenzte Lebensraum der Inselkette für einen hohen Bevölkerungsdruck. Doch bereits vor der großen Auswanderungswelle durch die Zuckerkrise 1921, die maßgeblich zur Bildung der okinawanischen Festlandminderheit in Japan beitrug, herrschte ein nunmehr durch Japan angekurbelter Auswärtsdrang okinawanischer Arbeiter. Eine rege Aufbruchsstimmung in die Metropolen Japans bestand seit Etablierung einer

⁹ Zumindest ein stetig aktiver, elitärer Intellektuellenkreis, der sich zeitweise beachtlich ausdehnte. Bis in die letzten Ecken der ländlichen Bevölkerung drang das Streben nach Integration jedoch nie gänzlich vor.

¹⁰ Andersons populäre Nationalismusstudie besagt, dass jede Gemeinschaft, die die Größe eines Dorfes überschreitet, imaginär ist. Mitglieder einer größeren Gemeinschaft (bspw. Nation/Staat/Volk) werden sich im Laufe ihres Lebens höchstwahrscheinlich nie vollständig oder auch nur größtenteils persönlich begegnen. Aus diesen Gründen ist die eventuell gefühlte Verbundenheit nicht als real zu betrachten.

¹¹ Ein kurzer Abriss der Periode zwischen 1899 und 1933:

Fürchterliche Stürme, die Yaeyama 1899 und 1901 zwei Mal in Folge beinahe dem Erdboden gleichmachten. Ein Vulkanausbruch auf Tori-shima 1909, der die gesamte Bevölkerung von 690 Personen zur Evakuierung nach Kume-jima zwang, wodurch das empfindliche wirtschaftliche Gleichgewicht der Insel zerstört wurde. Hinzu kamen auf der gesamten Inselkette: die große Dürre von 1904, ein Ausbruch der Schweinepest 1908, Erdbeben und Taifune 1911 und 12, schwere Stürme 1917, 18 und 1922. Ein weiterer 1931, der über 7000 Gebäude schwer beschädigte und als „krönender“ Abschluss dieser Beschreibung zwei Taifune in schneller Folge im Jahre 1933 (Kerr 2000: 435 f.).

Schiffahrtlinie zwischen Naha und Ōsaka zwar, zumeist jedoch automatisch verbunden mit einer Rückfahrkarte (Rabson 2003: 100). Ein dauerhafter Bedarf an ungelerten Arbeitskräften – wie die meist bäuerliche, wirtschaftlich schwache und quasi nicht mit höherer Schulbildung¹² versorgte Bevölkerung Okinawas ihn hätte decken können – war auf dem überbevölkerten japanischen Festland der Vorkriegszeit so gut wie nicht vorhanden. Zwar zog es viele gerade weibliche Okinawaner und auch Koreaner in die zahlreichen Tuchfabriken Ōsakas, wo sie für einen im Voraus verhandelten Pauschallohn ein Zubrot für ihre Familien erwirtschafteten. Die Arbeit auf dem Festland ging jedoch einher mit sozialer Stigmatisierung und war nur von vorübergehender Natur¹³. Umso mehr gerieten die okinawanischen Inseln zunehmend an ihrer Kapazitätsgrenze¹⁴.

Die erfolglosen Maßnahmen der japanischen Außenpolitik sahen eine Entwicklung der näher am damaligen Formosa (heut. Taiwan) als Okinawa gelegenen Yaeyama-Inselkette vor. In Anbetracht der dort vorherrschenden Malaria-Problematik, einer hohen Anzahl an Stürmen und Yaeyamas traditionellen Rufes als rauem Ort des Exils war das Interesse der Okinawaner erwartungsgemäß gering. Ablassen wollte man in Regierungskreisen jedoch nicht von diesen kostbaren Trittsteinen nach Taiwan, die Japan nach seinem Sieg im Sino-Japanischen Krieg 1895 annektiert hatte (Rabson 2003: 102). Versuche, Okinawaner zur Arbeit in den örtlichen Kohleminen zu überreden, schlugen fehl. So gründete man 1896 mit Hilfe eines Investors aus Nagasaki die Yaeyama Sugar Manufacturing Company, um die okinawanische Zuckerrohrindustrie – Okinawas einzigem nennenswerten Rohstoff – anzukurbeln und vielleicht doch noch einige Arbeiter dazu zu überreden, das ihnen bekannte Gewerbe auf den Yaeyama-Inseln zu kultivieren (Kerr 2000: 435 ff.). Mit dem Vorschlag einer Ansiedlung in weniger unwirtlichen Gebieten inner- und außerhalb des Kaiserreichs, beginnend mit hawaiianischen Zuckerrohrplantagen im Jahre 1899, rannte die japanische Regierung offene Türen ein. So hatte man ein effektives Ventil für die Überbevölkerungsproblematik und einen geschickten Ausgleich für Okinawas wirtschaftliche, durch Japan geförderte Benachteiligung und Schwäche ohne kostenintensive Maßnahmen seitens der japanischen

¹² Die Zentralregierung erwartete von den einzelnen Präfekturen, einen Großteil der finanziellen Lasten des Bildungssystems selbst zu tragen – was in Anbetracht der okinawanischen Wirtschaft und Vernachlässigung durch Japan schlicht nicht möglich war. Zwar gab es ab 1890 organisierte Bemühungen, diesem Missstand entgegenzuwirken. Früchte trugen sie jedoch erst nach der ersten Präfektoralversammlung 1910, die sich der Thematik annahm (Kerr 2000: 440 f.).

¹³ Neben der Möglichkeit, auch als Frau zu Beginn des 20. Jahrhunderts finanziell unabhängig zu sein, hatte diese Arbeit einen zweiten großen Anreiz: die zugehörige Versorgung mit einer Unterkunft und immerhin drei Mahlzeiten pro Tag – für viele Okinawaner jener Zeit keine Selbstverständlichkeit (Rabson 2003: 100).

¹⁴ Zum Vergleich einige Zahlen aus dem Jahr 1940, bereits nach der großen Auswanderung: Die Bevölkerungsdichte auf Okinawa betrug ca. 588 Personen pro Quadratmeile. Im Vergleich hierzu Festlandjapan mit 529 und die USA mit 44 (Kerr 2000: 436).

Regierung gefunden¹⁵. Auf der gesamten Inselkette propagierte man eine Emigration nach Übersee. Bereits 1907 arbeiteten ca. 10.000, 1930 über 54.000 Okinawaner in allen Teilen der Welt¹⁶. Oftmals ging das Familienoberhaupt alleine und schickte einen Großteil seines für gewöhnlich großzügigen Lohns in die Heimat¹⁷. Viele wurden jedoch auch ansässig oder emigrierten mitsamt ihrer Familie. Es kam zur Gründung okinawanischer Gemeinden. Diese zeichneten sich durch einen starken Zusammenhalt und Traditionsbewusstsein¹⁸ aus, was Nachzüglern und Newcomern seither den Einstieg erleichterte. Bereits die Kinder dieser frühen Auswanderer schafften mit finanzieller Unterstützung ihrer hart arbeitenden Eltern häufig auf Anhieb den sozialen Aufstieg und etablierten sich als Anwälte, Ärzte und Lehrer. Regional traten auch rentable Spezialisierungen auf, wie zum Beispiel die okinawanische Dominanz des argentinischen Wäschereiwesens, eine große Anzahl okinawanisch-stämmiger Restaurantbesitzer und Geflügelbauern auf Hawaii oder auch einige Kaffee-Millionäre und Großgrundbesitzer in Brasilien (Kerr 2000: 438).

Diese schnelle und effektive Verankerung in der Fremde dient als Kontrast zur Entwicklung der Situation der okinawanischen Minderheit in Japan. Diese zeichnet sich in den ärmlichen Lebensumständen der okinawanischen Arbeitsaussiedler in Gebieten unter japanischem Mandat bereits ab, namentlich die pazifischen Inselgruppen der Karolinen und Marianen. Schlecht bezahlte, harte Arbeit auf den Zuckerrohrplantagen und wenig bis gar keine Aussichten auf einen Aufstieg in der Yen-Wirtschaft prägte ihr Leben (Kerr 2000: 439).

Wie fand in Anbetracht dieser schwierigen Umstände nun also ein Teil der okinawanischen Bevölkerung, die vornehmlich in den nicht-japanischen Winkeln der Welt positive Erfahrungen gemacht hatte, den Weg auf die ähnlich überbevölkerten und für sie so unzugänglichen japanischen Nachbarinseln? In diesem Zusammenhang können zwei wesentliche Impulse ausgemacht werden.

¹⁵ Das Konzept war derart erfolgreich, dass man 1924 die quasi-offizielle Okinawan Overseas Association unter Leitung des jeweils aktuellen Präfekturgouverneurs gründete. Weiterhin eröffnete 1934 ein sogenanntes „Emigrant Training Center“ in Naha. Die Bezuschussung dieser Maßnahmen durch die Provinzverwaltung ist als geringfügig – und somit überraschend großzügig – zu verbuchen.

¹⁶ Unter anderem Kontinental-Amerika, Mexiko, den Philippinen, Peru, Neukaledonien und dem heutigen Taiwan (ehem. Formosa).

¹⁷ Im Jahre 1937 etwa schickten 40.483 okinawanische Aussiedler insgesamt 3,5 Millionen Yen in die Heimat. Ein Pro-Kopf-Durchschnitt von 86 Yen, während die Summe sich bei japanischen Arbeitsaussiedlern lediglich auf 50 Yen pro Kopf belief (Kerr 2000: 438).

¹⁸ In Okinawa traditionell besonders ausgeprägt ist ein tiefer Sinn für gegenseitige Verantwortlichkeit, zu sehen etwa am Einrichten einer durchaus auch intrafamiliären Gemeinschaftskasse, auf die alle einzahlenden Mitglieder in Notfällen zurückgreifen können.

2.3 Der Zucker schmeckt nicht mehr

Trotz der durchaus florierenden okinawanischen Aussiedler-Gemeinden sollten die für die Emigration ursächlichen ärmlichen Zustände in Okinawa nicht außer Acht gelassen werden. Abgesehen von einigen staatlich subventionierten herstellenden Betrieben gründete die lokale Wirtschaft beinahe exklusiv auf dem Anbau von Zuckerrohr. Der Geldrückfluss aus Übersee hatte zwar die Kaufkraft gestärkt, stellte jedoch eine Abhängigkeit dar und änderte nur wenig an der kargen Versorgungslage. Die aus diesem Grund chronisch mangelernährte Bevölkerung war zudem nur schlecht medizinisch versorgt. Ausbildungsstätten für Ärzte und Pflegepersonal existierten vor Ort aufgrund staatlichen Desinteresses kaum und wer sich ein Medizinstudium an japanischen Universitäten leisten konnte, kehrte selten in die von Armut geplagte Heimat zurück (Kerr 2000: 440). Gleichzeitig offenbarte sich in Kombination mit der schlechten Versorgungslage die Kehrseite des wiederentdeckten, regen Austauschs mit Übersee: Nahm Okinawa 1905 noch den jeweils letzten Platz in den japanischen Statistiken zu Fällen von Geschlechtskrankheiten und Tuberkulose ein, so hatte es sich 1930 in beiden Fällen an die Spitze gesetzt. Lepra stellte ebenfalls ein Problem dar¹⁹.

Der Erste Weltkrieg bedeutete goldene Zeiten für die japanische Wirtschaft. Durch Kriegspflichten gebunden waren Deutschland und die USA nicht länger in der Lage, den internationalen Bedarf an Handelswaren und vor allem Maschinen zu decken. Zwar galten japanische Produkte zu jener Zeit nicht als hochqualitativ, aber angemessen wertig. Die Nachfrage verlagerte sich also nach Japan (Rabson 2012: 65). Durch Erschließung des riesigen überseeischen Exportmarktes waren amerikanische und europäische Konkurrenzunternehmen, insbesondere in der Rüstungsindustrie, schnell ausgestochen und das japanische Wirtschaftswachstum explodierte regelrecht. Unzählige Unternehmen auf dem japanischen Festland nutzten ihre Chance und expandierten stark. Eine ebenfalls expandierende Industrie- und Konsumwirtschaft verstärkte auch den Bedarf an willigen Arbeitskräften und die Konkurrenz ebendiese. Dies hatte bessere Arbeitsbedingungen und steigende Löhne in den Fabriken zur Folge. Gerade weiblichen Angestellten boten sich nun gesellschaftliche Auswege aus den Tuchfabriken Ōsakas, da durch den sich aufblähenden Sektors bspw. die Massentätigkeit abseits schwerer körperlicher Arbeit zu einem relevanten Beschäftigungsfaktor wurde.

Arbeitsplätze waren so zwar geschaffen, jedoch währte das fragwürdige Glück nicht lange. Japans Wirtschaftsboom zu Ungunsten der anderen Kriegsteilnehmer hielt genau so lange an, wie es auch der Krieg tat. Hierauf fiel Japan in eine tiefe Nachkriegsdepression (Rabson 2012: 64). Eine schwere Inflation plagte die japanische

¹⁹ Ein wachsendes Interesse Tōkyōs an nationalen Gesundheits- und Versorgungsstandards erwachte erst im Laufe der 1930er-Jahre, als es daran ging Land und Bevölkerung auf den Kriegseintritt vorzubereiten. Im Jahre 1938 organisierte sich schließlich das Ministerium für öffentliche Gesundheit und Soziales in Tōkyō.

Wirtschaft. Die Löhne der städtischen Arbeiterschicht standen in keinem Verhältnis zu den in schwindelerregende Höhen steigenden Verbraucherpreisen²⁰. Vor allem die Landbevölkerung war nicht in der Lage, diesen Druck mit den nur marginal gestiegenen Verkaufspreisen ihrer Erzeugnisse auszugleichen; ein Zustand, der auf Okinawa – wo über 70% aller Haushalte landwirtschaftliche Betriebe darstellten – besonders schwer wog. Mit Einbruch des Zuckerpreises auf dem Weltmarkt 1921 geschah eine ökonomische Katastrophe. Okinawas einzige Exportware²¹ war völlig entwertet (Rabson 2003: 100 f.). Die Krise brachte zuerst Landwirte aus dem Gleichgewicht, weitete sich jedoch bald auf verknüpfte Betriebe und Banken und zuletzt auch auf die nunmehr bankrotte Präfekturverwaltung aus. So wurde die ohnehin schwächelnde Wirtschaft Okinawas binnen kürzester Zeit in ein Trümmerfeld verwandelt²². Dies hatte Hungersnöte in der nunmehr „wirtschaftslosen“, als unwirtlich und knapp an Rohstoffen bekannten Präfektur Okinawa zur Folge, welche einhergehend mit der japanweiten Nachkriegsdepression bis in die 30er-Jahre anhielten²³ (Christy 2006: 176; Rabson 2012: 64 f.). Die japanische Zentralregierung war jedoch weit davon entfernt, helfend einzuschreiten. Stattdessen gab man die okinawanische Zuckerindustrie gänzlich auf und investierte in neu erschlossene Plantagen in der neuen Kolonie Formosa. Dieses plötzliche Umschlagen von Aussichts- in Hoffnungslosigkeit brachte das Fass zum Überlaufen und verstärkte die Auswanderungsaktivitäten der Okinawaner in alle Welt erneut. Statt nach Übersee machte sich diesmal allerdings ein Gros der Armutsemigranten verzweifelt nach Japan auf, welches trotz der anhaltenden Depression Hoffnungen weckte. Als Ergebnis des „World War I Boom“ wähte man gute Chancen auf Beschäftigung. Durch seine relative Nähe war Festlandjapan oftmals ohnehin die einzige Option für die mittellose Bevölkerung (Rabson 2003: 101; Rabson 2012: 65).

²⁰ So hatte sich der Reispreis 1918 im Vergleich zum Vorkriegsniveau vervierfacht. Es kam zu Hortungen und den landesweiten 米騒動 *komesōdō*, den sog. Reisunruhen von 1918 (Rabson 2012: 64).

²¹ Reis wurde auf den begrenzten Ackerflächen Okinawas zumeist für den Eigenbedarf produziert. Somit machte Zucker etwa 80% aller okinawanischen Exporte aus (Rabson 2012: 65)

²² Die dauerhafte wirtschaftliche Schwäche Okinawas gründet vor allem in Japans Verwaltung. Insgesamt war Okinawa die Präfektur, welche die höchsten Steuern zu zahlen hatte, in die jedoch gleichzeitig am wenigsten investiert wurde (Rabson 2012: 64 f.).

²³ Schon bald erlangte Okinawa hierdurch traurige Berühmtheit als „Palm Tree Hell“ ソテツ地獄 *sogetsujigoku*. Die hungernde Bevölkerung sah sich – wie schon im Falle von Hungersnöten zu Zeiten des Königreichs Ryūkyū – gezwungen, die im Rohzustand giftigen Samen und Fasern der Sagopalme zu verzehren. Da der Begriff mit seinem ironischen Klang die Verantwortlichkeit der japanischen Regierung in den Hintergrund rückt und somit eher das Bild einer natürlichen Katastrophe zeichnet, gilt er allerdings als umstritten (Rabson 2003: 102; Rabson 2012: 65).

2.4 Japans Krieg, Okinawas Verlust

Okinawa war der einzige Ort Japans außer Iōtō (ehemals Iōjima), an dem im Zweiten Weltkrieg entscheidende Landschlachten ausgetragen wurden. Spät im Jahre 1944 begann die Massenevakuierung Okinawas – oder zumindest derer, die sich diese auch leisten konnten²⁴ (Rabson 2003: 103; Kerr 2000: 466). Die Evakuierung sorgte noch einmal für einen verstärkten Zustrom von Okinawanern aufs japanische Festland. Erneut galt Ōsaka als Hauptanlaufpunkt. Als industrielles Zentrum war es jedoch selbst Ziel massiver Bombenabwürfe durch die Alliierten und bot keinerlei Sicherheit²⁵. Noch schlimmer erging es dem auf Okinawa zurückgebliebenen Teil der Zivilbevölkerung, der zu beträchtlichen Teilen zum militärischen Hilfsdienst (Sanitätsdienst etc.) herangezogen wurde (Kerr 2000: 466). Der Anteil an Okinawanern in den imperialen Streitkräften wird als sehr gering beschrieben. Zwar dienten einige Zehntausend im militärischen Arbeitskorps, allerdings war die Zahl der Okinawaner im tatsächlichen Kriegsdienst weitaus niedriger (davon 4.500 auf Okinawa stationiert) (Kerr 2000: 463 f.).

Insgesamt kamen bei den von April bis Juni 1945 andauernden Gefechten auf Okinawa, welches von Japan einmal mehr als Bauernopfer oder gar „Schutzschild des Mutterlandes“ (Antoni 1988: 88) angesehen wurde, rund 120.000 okinawanische Zivilisten ums Leben (Rabson 2012: 130). Die Gründe hierfür sind mannigfaltig und grausam: Während die meisten wohl im Kreuzfeuer japanischer und amerikanischer Truppen ums Leben kamen, nahm im Verlauf der Kämpfe auch die Zahl der Suizide – aus Verzweiflung oder durch japanische Truppen angeordnet – zu.

3 Korea – historische Interaktion mit Japan

Auch drei Jahrhunderte nach Toyotomi Hideyoshis Invasion Koreas im Jahre 1592 war die Kerbe, die sie in das japanisch-koreanische Verhältnis geschlagen hatte, noch sichtbar (Mitchell 1967: 8). Der 1876 geschlossene, ungleiche japanisch-koreanische Freundschaftsvertrag²⁶ öffnete drei koreanische Häfen für japanische Handelsschiffe. Der darauffolgende starke Zustrom japanischer Händler auf der Suche nach leichtem Verdienst schürte zusätzlich die antijapanischen Sentiments, die im eigentlich nach außen politisch wie wirtschaftlich abgeschotteten Königreich Korea präsent waren. Die ständigen Unruhen der Folgejahre gipfelten letztlich in der vornehmlich gegen Japaner,

²⁴ Was nicht unbedingt mit „Rettung“ vor der drohenden Schlacht gleichzusetzen ist. Einige der Fähren, welche zur Überfahrt genutzt wurden, fielen Torpedos der Alliierten zum Opfer (Rabson 2012: 129).

²⁵ Allein am 14. April 1945 gingen über 700 Tonnen an Bomben auf Ōsaka nieder (Rabson 2012: 126). Vgl.: Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki: 6. und 9. August 1945. Kapitulation Japans: 15. August 1945.

²⁶ Oder „Vertrag von Ganghwa“, nach dem gleichnamigen Zwischenfall.
Jap.: 江華條約 (こうかじょうやく).

aber auch alle anderen Ausländer in Korea gerichteten Tonghak-Revolte von 1893. Diese tat dem Zustrom der geschäftstüchtigen japanischen Händler jedoch keinen Abbruch. Obwohl in Korea vereinzelt Interesse an Japan bestand – so studierten im Jahr 1907 ca. 500 koreanische Studenten an Hochschulen in Tōkyō – überwogen doch Faktoren, die die gegenseitigen Beziehungen belasteten. Hierunter vor allem der Mord an Koreas damaliger Königin und posthumer Kaiserin Myeongseong²⁷ 1895 durch die japanische Armee und die Ermordung des ersten Generalresidenten der japanischen Kolonie Korea, Itō Hirobumi²⁸, 1909 durch koreanische Nationalisten.

Zum Ende des 19. Jahrhunderts intensivierten sich die Konflikte zwischen den imperialistischen Großmächten (Mitchell 1967: 10). Dadurch bedingt empfand die japanische Regierung eine Erweiterung des eigenen Einflusses in Korea als notwendig, war das Königreich doch die Türschwelle nach Japan für die expansionshungrigen Mächte China und Russland. Zum Zwecke einer umfassenden Machtaneignung und einer Beendigung des nachhaltigen Aufbegehrens der koreanischen Bevölkerung nutzte Japan den 1904 ausbrechenden Russisch-Japanischen Krieg als Vorwand zur Errichtung eines koreanischen Protektorats unter japanischer Aufsicht. Die Segel waren gesetzt, die Einflussnahme wurde rasch vorangetrieben. Bereits ab 1905 – Itōs Antrittsjahr – unterlag Koreas Außenpolitik ebenfalls formeller Kontrolle durch Japan. Koreas König sah sich dem zunehmenden politischen Druck nicht länger gewachsen und dankte 1907 ab, um seinem Sohn die Regierungsgeschäfte zu überlassen. Weitere erzwungene Zugeständnisse drängten Korea im selben Jahr in den Status eines vollwertigen Protektorats. Gerade in der Zeit zwischen 1907 und 1911 kam es zu zahlreichen gewaltsamen Ausschreitungen gegen den fortschreitenden japanischen Einfluss in Korea. Diesen fielen insgesamt ca. 18.000 Koreaner zum Opfer – eine Zahl, die eher an Bürgerkrieg als an Protest denken lässt. Infolgedessen wurde Korea am 22. August 1910 schließlich offiziell von Japan annektiert und zur Kolonie umgewandelt (Mitchell 1967: 11 f.).

Sofort traten unter dem in schwächerer Form auf Ryūkyū erprobten Leitmotiv *dōka* harte Maßnahmen zur Unterdrückung der koreanischen Identität in Kraft. Das Unterrichten der koreanischen Sprache und Geschichte wurde untersagt, die Pressefreiheit abgeschafft. Koreanern wurde das Tragen japanischer Namen verordnet. Man ging davon aus, dass auch das koreanische Volk so leicht zu beherrschen sei wie das der Ryūkyū-Inseln. Diesmal begann also eine Phase harscher Japanisierung ohne jegliche Zugeständnisse (Lee, De Vos 1981: 21). Geistiger wie körperlicher Widerstand wurde

²⁷ <http://de.wikipedia.org/wiki/Myeongseong> Zugriff am 31.01.15, 14:00.

²⁸ 伊藤博文. Vormalig zwischen den Jahren 1885 und 1901 insgesamt viermal gewählt und auch erster Premierminister Japans.
Quelle: http://de.wikipedia.org/wiki/It%C5%8D_Hirobumi Zugriff am 31.01.15, 14:26.

stur niedergedrückt. Einzig in religiöse Angelegenheiten wurde aus Angst vor internationaler Kritik kein Einfluss genommen. Religiöse Vereine wurden so bald zu Sinnbild und Träger koreanisch-nationalistischen Widerstandes. Gewissermaßen wurde zum Zeitpunkt der endgültigen Machtergreifung 1910 der Grundstein für die Bewegung des Ersten März von 1919 gelegt, welche sich aus einem Zusammenschluss christlicher, buddhistischer und sektiererischer Organisationen bildete (Lee, De Vos 1981: 18 f.). Am ersten März 1919 realisierte sich der von langer Hand in aller Heimlichkeit geplante landesweite Generalstreik in zahlreichen urbanen Zentren Koreas. Die Anführer der jeweiligen Organisationen ergaben sich nach öffentlichem Verlesen ihres Manifests und einer „koreanischen Verfassung“, inspiriert durch US-Präsident Wilson, der Verhaftung, was bei der gesamten koreanischen Nation einen tiefen emotionalen Eindruck hinterließ. Die Geschehnisse brannten sich derart ins nationale Bewusstsein ein, dass man sagt, sie hätten fortan die koreanische Identität mitgeprägt (Lee, De Vos 1981: 19). Gelähmt von der Heftig- und vermeintlichen Plötzlichkeit des Protests reagierte die japanische Kolonialverwaltung nur mit Verzögerung, dafür jedoch umso konsequenter: Es folgten tausendfache Verhaftungen, Folter und die Zerstörung ganzer Dörfer durch die imperiale Armee. Auch der japanischen Regierung bereitete das Sorgenkind Korea zunehmend Kopfzerbrechen. Dies wirkte sich letztlich negativ auf die Lage der koreanischen Arbeiter in Japan aus (Lee, De Vos 1981: 18 f.). Die Bewegung stellte gleichzeitig den endgültigen Ausbruch der jahrelang angestauten Frustration über die Unterdrückung der Bevölkerung und die versprochene, aber nie realisierte Modernisierung Koreas unter japanischer Herrschaft dar. Der durch Japan verordneten industriellen Stagnation und der praktizierten Ausbeutung Koreas stellte sich in der Volksseele vor allem das vermeintlich offene und fortschrittliche Christentum polar gegenüber. Es wurde zum Hauptsymbol des antijapanischen Widerstandes und bedingungsloser Modernität (Lee, De Vos 1981: 18 f.).

In Sachen nationaler Zugehörigkeit verlieh man den Koreanern nach der Annexion einen „japanischen“ Sonderstatus als Teil der „imperialen Familie“, sozusagen eine beschnittene Version der vollwertigen Staatsbürgerschaft gebürtiger Japaner (Lee, De Vos 1981: 31 f.). Als Folge des japanischen Wirtschaftsbooms im Vorfeld des Ersten Weltkrieges gerieten 1911 erstmals auch koreanische Bürger – vornehmlich arme, ungebildete Bauern²⁹ – ins Visier einer Tuchfabrik in Ōsaka auf der Suche nach billiger Arbeitskraft³⁰ (Lee, De Vos 1981: 35). In Frage kam hauptsächlich einfachste Fabrikarbeit, da kaum einer von ihnen der japanischen Sprache und größtenteils nicht einmal der koreanischen Schrift mächtig war. Bis 1920 verlief die Emigration nach Japan

²⁹ 1931 machten Bauern 91% der koreanischen Arbeiterschaft in Ōsaka aus (Lie 2012: 4).

³⁰ Der durchschnittliche Tagesverdienst im Jahre 1930 lag bei 2,3 Yen für einen japanischen, respektive 1,4 Yen für einen koreanischen Fabrikarbeiter (errechnet aus „Table 3“, Weiner 2006: 316).

äußerst schleppend. Mit einem weiteren Erstarren der japanischen Wirtschaft nach Ende des Ersten Weltkrieges sah sich die koreanische Bevölkerung jedoch zunehmend unter ökonomischen Druck gesetzt. Die kapitalistische Ausbeutung des koreanischen Agrarstaates durch Japan hinterließ ihre Spuren und die Abwanderung nach Japan nahm zu.

Ein weiterer Faktor war die gegen Ende der 1920er-Jahre einsetzende militärische Operation Japans in China. Dies machte eine große Menge an zusätzlichen Arbeitern notwendig, um die mobilisierten Japaner zu ersetzen (Lee, De Vos 1981: 35). Wie auch im Falle der Okinawaner spielten Ōsaka und Kobe als industrielle Zentren und Hafenzentren eine wichtige Rolle für Arbeit und Ansiedlung. Die Rekrutierung koreanischer Arbeiter wurde von der japanischen Wirtschaft zunächst als rein temporär erachtet. Ohne eventuelle Langzeitfolgen für die Bevölkerungsentwicklung zu bedenken, ging man davon aus, dass die eingeführten Arbeiter mit einem Nachlassen des Arbeitskräftebedarfs ebenfalls „verschwinden“ würden (Weiner 2006: 315). Im Laufe der Rezession der 1920er-Jahre wurde man eines Besseren belehrt: Trotz anhaltender Wirtschaftskrise und dem zugehörigen Einbruch des Arbeitsmarktes stieg die Zahl der koreanischen Arbeitseinwanderer unbeeinträchtigt an. Dies spricht nicht nur für sich verschlechternde Lebensumstände im unterdrückten Korea, sondern auch für eine gewisse Abhängigkeit bestimmter japanischer Industriezweige von koreanischer Niedriglohnarbeit. 1931 machten koreanische Arbeiter 8,4% der zusammengefassten Gesamtarbeiterschaft von über tausend Fabriken in Ōsaka aus. In der chemischen Verarbeitung (z.B. Glas-, Leder- oder Düngemittelproduktion) lag der Anteil bei über 10% (Weiner 2006: 313). Ein Anhaltspunkt dafür, dass für schlecht bezahlte, gefährliche Berufe vermehrt ungelernete Arbeiter aus Korea herangezogen wurden.

3.1 Zwangsmigration ab 1939

Während die Migration nach Japan bis 1939 zwar unter wirtschaftlichem Druck, jedoch grundsätzlich aus freien Stücken geschah, änderte sich dies hiernach schrittweise. Dies war die Konsequenz der sich ab 1937 ausweitenden kriegerischen Tätigkeiten Japans auf dem chinesischen Festland im Zuge des zweiten Sino-Japanischen Krieges. Grundlegend auf dem Gesetz zur nationalen Mobilisierung³¹ von 1938 wurden ab 1939 in höherem Maße Koreaner rekrutiert, um in den körperlich fordernden kriegsrelevanten Industrien (Munitionsfabrikation, Arbeit unter Tage³² etc.) zu arbeiten und das durch die Massenmobilisierung japanischer Bürger entstandene Arbeitskräftedefizit auszugleichen (Lee, De Vos 1981: 52). Angesichts des bevorstehenden Eintritts in den Zweiten

³¹ 国家総動員法 (こっかそうどういんほう).

³² Der Tagebau auf Hokkaido beschäftigte gegen Ende des Zweiten Weltkrieges beispielsweise zu 48% koreanische Arbeiter (Lee, De Vos 1981: 53).

Weltkrieg verschärften sich die Praktiken zur Rekrutierung ab 1941 und wurden zunehmend unseriöser, da die Rekrutierungsbüros vor Ort neuerdings Quoten zu erfüllen hatten. Überwacht wurde der Prozess fortan von den allgegenwärtigen Büros der Kyōwakai³³. Es handelte sich hierbei um eine staatliche Organisation mit dem vordergründigen Ziel, die Bewohner japanischer Territorien effektiv in die „koloniale Familie“ einzugliedern. Das Langzeitziel der Assimilierung trat jedoch schnell hinter eine bloße Erfüllung der Rekrutierungsquote zurück (Lee, De Vos 1981: 54). Mit Verabschiedung des „Korean Labor Conscription Act“ von 1944 unterlagen schließlich alle männlichen Koreaner einer grundsätzlichen Pflichtmobilisierung. Allein zwischen 1939 und dem Ende des Krieges wurden so geschätzte 822.000 Koreaner als Arbeiter oder Soldaten verpflichtet. Die Gesamtzahl der durch Japan mobilisierten Koreaner ist mit ungefähr 6 Millionen zu veranschlagen (Lee, De Vos 1981: 53).

Der Widerstand gegen eine Überführung der eigenen Person nach Japan und die Arbeit an sich nahm im Zuge dieser Maßnahmen allerdings ebenfalls zu. Alleine 220.000 Koreaner mussten während des Rekrutierungs- und Überführungsprozesses als „vermisst“ eingestuft werden, da sie desertierten und flohen. Nicht selten kam es zu Streiks und vollständigen Arbeitsstopps. Jegliche Zugeständnisse an die koreanische Arbeiterschaft zur Vermeidung derartiger Zwischenfälle erzeugten jedoch gleichzeitig Unmut seitens ihres japanischen Pendant. Die japanische Regierung befand sich also in der Zwickmühle: Man sah sich einer außerordentlich unwilligen koreanischen Arbeiterschaft gegenübergestellt, die sich nicht durch Zuwendungen gehorsam machen ließ, da dies den Protest der eigenen Landsleute zur Folge gehabt hätte. So entschied man sich für altbewährte Maßnahmen zur Unterdrückung als Mittel der Wahl, erntete auf die lange Sicht jedoch nur noch mehr Missgunst. Auch dass die ca. 13.000 koreanischen Studenten in Japan im Zuge der verstärkten Mobilisierung ab 1943 zur Arbeit herangezogen und so mit der koreanischen Arbeiterschaft vermischt wurden, erwies sich als kurzsichtig. Schnell schwangen sich Studenten zu Rädelsführern auf und fachten den latenten Widerstand der Arbeiter zu organisierten Streiks an (Lee, De Vos 1981: 54 f.).

4 Historische Interaktion mit Japan im Vergleich

Die historischen Unterschiede zwischen Okinawa und Korea unter japanischer Herrschaft beginnen auf dem Papier: die formale Dimension des kolonialen Status. In Korea wie auch in Taiwan wurde nach der Annexion ein Generalgouverneur nach westlich-kolonialer Art eingesetzt, den Gebieten also offen der Status einer Kolonie verliehen. Im Gegensatz hierzu wurde Okinawa nach der Machtübernahme durch Japan zu einer – zunächst Sonderregeln unterworfenen, später vollwertigen – Präfektur des Kaiserreichs

³³ 協和会 (きょうわかい).

umgewandelt (Christy 2006: 174). Hierbei handelte es sich jedoch lediglich um eine Formalität, die keine Auskunft über die tatsächliche koloniale Praxis vor Ort gibt. Betrachtet man den Prozess der Übernahme und Angleichung Koreas und Ryūkyūs durch Japan, machen sich Parallelen bemerkbar. Wenngleich die Titulierung und konkrete Ausformung der einzelnen Schritte zur Einflusssteigerung und -sicherung sich unterschieden, war der grundsätzliche Modus Operandi derselbe.

Ein weiterer signifikanter Unterschied lag in der Haltung der kolonialen Subjekte gegenüber den japanischen Machthabern. Seitens der Koreaner entwickelte sich eine fortlaufende Geschichte des organisierten Widerstandes gegen japanische Machtansprüche. In Okinawa gewannen derart aggressiv verfolgte antijapanische Tendenzen jedoch zu keinem Zeitpunkt die Überhand. Ganz im Gegenteil: Während die Unterdrückung der koreanischen Sprache und Kultur durch Japan eine Flamme des Zorns im Herzen der Bevölkerung entfachte, wuchs in Okinawa der Wunsch nach einer stärkeren Angleichung an Japan mit jedem unterlassenen Versuch durch das Kaiserreich regelrecht. Beinahe entsteht vor dem geistigen Auge das Bild der Mutter Japan, welche dem Adoptivkind Ryūkyū, dem Träumer in Inselgestalt, zwar einen neuen Namen gab und es großzuziehen gelobte, es jedoch bei jeder versuchten Annäherung zurückstieß, ihm die bitter ersehnte Wärme verwehrte. Ganz anders erging es dem ungleichen Bruder Korea, dem gebrannten Kind. Aufgrund seiner Lage zwischen hünenhaften Großmächten war er der Prügelknabe vieler. Hartgesotten und unnachgiebig. Allzeit bereit, zu kratzen und zu beißen. Nicht umsonst, so scheint es, gilt der Tiger seit mythischen Zeiten als Sinnbild der koreanischen Bevölkerung.

Umstände, die nicht nur die Grundhaltung, sondern auch die Ausgangslage der Koreaner und Okinawaner in Japan entscheidend beeinflussten. Vor allem durch die verbreitete Beherrschung der japanischen Sprache – und somit die Möglichkeiten der sozialen Interaktion „nach oben“ – und ihrem offiziellen Status als japanische Bürger hatten die Okinawaner hier einen grundlegenden Vorteil. Inwiefern sich dieser auf ihre Situation in Japan, verglichen mit der der Koreaner, auswirkte, wird im Folgenden untersucht.

Den kolonialhistorischen Ausführungen des vorigen Kapitels folgend soll nun die eigentliche Entstehung sogenannter ethnischer Gemeinschaften – von der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft abgeschlossene gesellschaftliche Räume – der Koreaner und Okinawaner auf Japans Festland betrachtet werden. Warum blieben so viele der auf der Suche nach Arbeit und Unterschlupf nach Japan gekommenen oder schlichtweg dorthin verschleppten Koreaner und Okinawaner dort? Wo und unter welchen Umständen wurden die gesellschaftlichen Grundsteine gelegt? Welche beruflichen und sozialen Perspektiven boten sich ihnen?

5 Gründe für den Verbleib der Okinawaner

Dem Ende des Krieges folgten in Okinawa als カオス *kaosu* („Chaos“) bekannte Wirren (Rabson 2003: 103). Das wahre Ausmaß der Zerstörung wurde schnell klar – ganze Familien und Orte waren ausgelöscht, Eigentum und Kulturschätze³⁴ zerstört und die schiere Beschaffenheit Okinawas selbst war durch militärische Gewalt unwiederbringlich verändert worden.

Während Japan nach Kriegsende unter alliierter Kontrolle stand, fiel Okinawa unter direkte Besatzung durch das US-Militär (Rabson 2012: 145). Dies bedeutete keine kontrollierende alliierte Besatzung wie im restlichen Japan, sondern eine völlige Inbesitznahme durch die USA. Okinawa war nunmehr politisch vom restlichen Japan abgeschnitten. Auf dem japanischen Festland befindliche Okinawaner behielten jedoch ihren zivil- und bürgerrechtlichen Stand als Japaner (Rabson 2012: 145). Bis Anfang 1946 fiel es den ca. 112.000 nach Japan evakuierten oder dort lebenden Okinawanern noch verhältnismäßig leicht, in die Heimat zu reisen (Rabson 2003: 104 f.). Auf Okinawa sahen sich die zurückgekehrten Okinawaner jedoch in so gut wie allen Fällen dem Verlust von Familienmitgliedern und Besitz, häufig auch der Enteignung von Land durch das US-Militär ausgesetzt. Zumeist zog dieser Schock über die unsäglichen Zustände vor Ort eine unmittelbare Rückkehr aufs japanische Festland, zurück in die große okinawanische Gemeinde Ōsakas, nach sich (Rabson 2003: 104, 144).

Die neuen amerikanischen „Besitzer“ schränkten den Reiseverkehr jedoch alsbald ein und errichteten strenge Kontrollen. Okinawa wurde somit quasi zum Ausland, inklusive Immigrations- und Zollkontrollen. Fortan war die Einreise nur noch unter Vorlage des eigenen Familienregisters möglich – das in vielen Fällen jedoch während des Kriegs mit Haus und Hof zerstört worden war. Auch ein eigens in Fukuoka eingerichtetes Büro zur Ausstellung von Ersatzdokumenten brachte keine signifikante Besserung, da diese teuer und schwer erhältlich waren (Rabson 2012: 145). 1949 richtete die amerikanische Militärregierung eine Art Passsystem ein, das jedoch eher auf dem stark restriktiven System sowjetischer Ausreise-Visa basierte und extrem langsam arbeitete³⁵ (Rabson 2003: 104). Okinawaner auf Okinawa erhielten fortan, im Gegensatz zu den in Festlandjapan verbliebenen, amerikanisch ausgestellte Pässe.

³⁴ Weder die Archive des Königreichs Ryūkyū noch historische Monumente erfuhren – sinnbildlich stehend für die okinawanische Zivilbevölkerung – auf irgendeine Weise Schutz. Stattdessen erging während der Kämpfe unter anderem der Befehl, die gerahmten Portraits des Kaisers aus Klassenzimmern in Sicherheit zu bringen (Kerr 2000: 465).

³⁵ Rabson berichtet von einem Fall, in dem ein 1947 gestellter Antrag zur Einreise nach Okinawa erst im Jahre 1958 beantwortet wurde oder einem anderen, in dem die erste Einreise erst 1960 genehmigt wurde (Rabson 2012: 144).

6 Gründe für den Verbleib der Koreaner

Die grundlegende Herrschaftssituation Koreas nach Ende des Zweiten Weltkrieges ähnelte prinzipiell der Okinawas. Mit dem Unterschied jedoch, dass die japanische Annexion Koreas mit der Übernahme durch die USA und der Sowjetunion sowie der bis heute andauernden Teilung der besetzten Territorien in die zwei Koreas endete. Ebenfalls anders als in Korea wurde Japans Anspruch auf Okinawa als Präfektur und somit Teil der eigenen Nation allerdings grundsätzlich anerkannt. Okinawa wurde sozusagen mit einer zweiten „Herrschaftsschicht“ durch die USA belegt. Durch die amerikanischen Reglementierungen wurde Okinawa zum quasi-ausländischen Gebiet inklusive Immigrations- und Zollkontrollen, und damit Korea nicht unähnlich (Rabson 2012: 144). So waren die Erfahrungen der in Japan verbliebenen Koreaner in Bezug auf die Zustände in der Heimat und die eigene Position in Japan vergleichbar mit denen der Okinawaner.

Da die Koreaner in Japan sich zunächst als befreite „Sieger“ des Krieges wähten, reagierten sie zunehmend ungehorsam und mit Protesten auf die Anweisungen offizieller japanischer Stellen (Nakano 1995: 45). Aus diesem Grund, und da sie mit Ende des Krieges auch ihren Status als imperiale Subjekte verloren hatten, waren sowohl die nunmehr machthabende US-Militärregierung als auch die untergeordnete japanische Führungsebene bestrebt, den Unruhefaktor „Koreaner“ möglichst schnell außer Landes zu schaffen, sprich: zu repatriieren. Zunächst verließ man sich bis Ende 1945 auf eine „natürliche“ Heimkehr der (nunmehr größtenteils Süd-)Koreaner (Nakano 1995: 46). Der Strom der Heimkehrer ebte entgegen der Erwartungen bereits im Dezember 1945 merklich ab, bis die Bewegung im März 1946 für beendet erklärt wurde. In dieser Zeit kehrten rund 1,3 Millionen Koreaner Japan den Rücken (Hester 2008: 140). Nakano sieht hierfür hauptsächlich finanzielle Gründe. Abermals – wie auch im Falle der Okinawaner – waren es die um Ordnung ringenden US-Besatzer, die für Erschwernis sorgten: Die Menge an Wert und Besitz, die ein Koreaner „mit nach Hause“ nehmen durfte, wurde sehr stark reguliert³⁶ (Hester 2008: 140). Selbst wenn zu diesem Zeitpunkt in Japan befindliche Koreaner über Besitz in der koreanischen Heimat verfügten, muss in Anbetracht der ausbeuterischen kolonialen Praxis Japans davon ausgegangen werden, dass in Korea kaum eine Form von Besitz von Enteignungen verschont geblieben war (Nakano 1995: 47). Eine Rückkehr nach Korea, unabhängig von der finanziellen Situation in Japan, brachte also die Mittellosigkeit mit sich. Es ist nur verständlich, dass zahlreiche Koreaner nicht gewillt waren, ihre zu Zeiten von Fabrik- und auch Zwangsarbeit in Japan mühevoll zusammengehaltenen Ersparnisse und Besitztümer aufzugeben. Ein zweites großangelegtes Repatriierungsprogramm, diesmal nach

³⁶ Zum Zwecke der „control over exports and imports of gold, silver, security and financial instrument“ war es Repatriierten nicht erlaubt, Gegenstände oder Bargeld mit einem Gesamtwert von mehr als 1.000 Yen mit sich zu führen. Ein Betrag, der in Korea für „leidlich mehr als einige Schachteln Zigaretten“ gereicht hätte (Nakano 1995: 46).

Nordkorea, fand in den späten 1950er-Jahren statt (Hester 2008: 141). Rund 93.000 Personen – davon ca. 6.000 japanische Staatsbürger (vermutlich größtenteils Ehepartner von Koreanern) – nahmen an der Bewegung teil.

Genau diese Teilung der koreanischen Nation dürfte jedoch einer der Hauptgründe für einen Verbleib in Japan gewesen sein. Viele aller Widrigkeiten zum Trotz heimgekehrte Koreaner waren schockiert von den wirren politischen Zuständen in ihrer gespaltenen Heimat (Nakano 1995: 47 f.). Ähnlich wie im Falle der Okinawaner sorgten die unwirtschaftlichen Zustände durchaus für einige panische Kehrtwenden.

7 Oldcomer

7.1 Okinawanische Oldcomer und ihre Ansiedlung

Die Zahl der ansässigen Okinawaner belief sich im Jahr 1920 auf lediglich 1.575 Personen in den Präfekturen Ōsaka und Hyōgō³⁷, respektive 9.626 in ganz Japan (mit Ausnahme von Okinawa selbst). Die sprunghafte Entwicklung seit der Zuckerkrise und dem sich anbahnenden Schrecken des Zweiten Weltkrieges lässt sich wohl am besten mit einem Schaubild verdeutlichen:

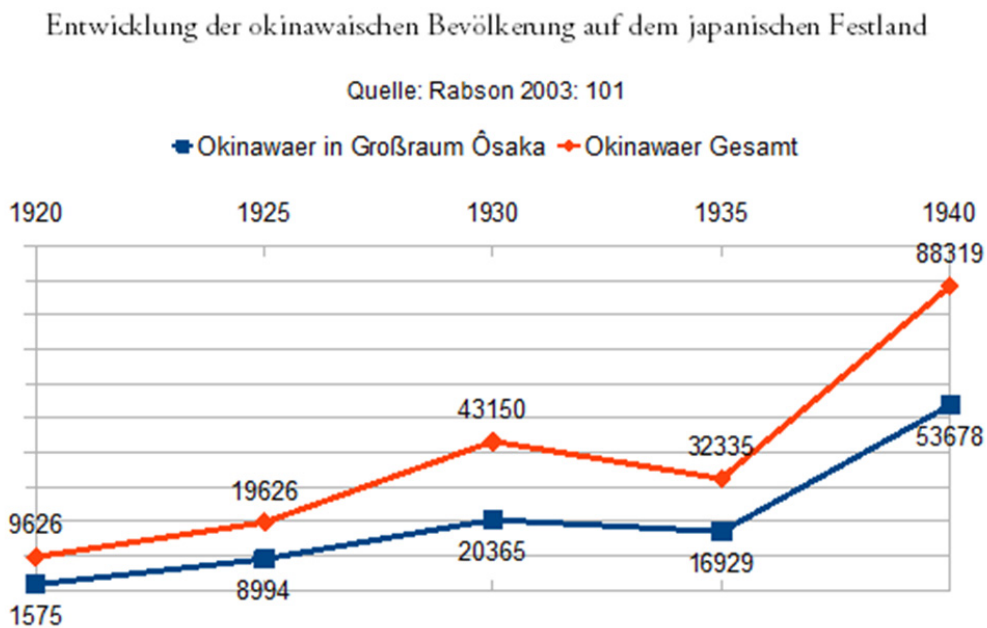


Abbildung 1 - Entwicklung der okinawanischen Bevölkerung auf dem japanischen Festland

³⁷ Im Folgenden zusammengefasst als „Großraum Ōsaka“.

Die Statistik zeigt drei auffällige Merkmale:

Am offensichtlichsten ist die große Differenz zwischen Start- und Endwert der Betrachtung – ein Indikator für die sich wandelnde Natur okinawanischen Lebens auf dem japanischen Festland, weg vom Arbeiter auf Zeit und hin zur Ansässigkeit.

Zum anderen der plötzliche und lediglich vorübergehende „statistische Schwund“, der seinen Tiefpunkt im Jahre 1935 findet. Zu erklären ist dieser wohl hauptsächlich mit einer Maßnahme der Regierung. Wie bereits erwähnt war auch Japan von der Weltwirtschaftskrise der 1920er-Jahre betroffen und man fürchtete sich vor einer weiteren Verschlimmerung der Lage auf dem japanischen Festland (Rabson 2012: 64 f.). Deshalb wurden in den 30er-Jahren insgesamt 56.000 Okinawaner gezwungen, in japanische Territorien im Südpazifik zu emigrieren, wo sie die einheimische Bevölkerung 1940 zahlenmäßig sogar teilweise übermannt hatten (Rabson 2003: 102). Dies verdeutlicht die enorme Dimension der okinawanischen Zuwanderung aufs japanische Festland, der diese Maßnahme lediglich eine „Delle“ in der Statistik zugefügt, jedoch keinerlei Abbruch getan hat.

Drittens der starke Zuwachs an Okinawanern auf und ihre hohe Konzentration im Großraum Ōsaka, wo sich im Jahre 1940 ca. 60% aller Okinawaner auf dem japanischen Festland fanden. Dieses hohe Maß okinawanischer Zuwanderung – immerhin knapp 15% der okinawanischen Gesamtbevölkerung von ca. 600.000 Personen im Jahr 1940 – ist wohl auch zu erklären mit dem zivilen Versuch, im näher rückenden Krieg nicht an vorderster Front auszuharren. Mit Ende des Krieges 1945 befanden sich schätzungsweise 200.000 Okinawaner auf dem japanischen Festland³⁸ (Rabson 2012: 139).

„The rich emigrate abroad, the students go to Tokyo, and the poor go to Osaka“ (zitiert nach Rabson 2003: 101), so lautete eine beliebte okinawanische Redensart zur Jahrhundertwende. Seit Einrichtung der Schifffahrtslinie zwischen Naha und Ōsaka³⁹ etablierte sich letzteres zum Hauptanlaufpunkt für Okinawaner, die auf dem japanischen Festland Arbeit suchten. Hierdurch erlangte es für Tagelöhner und Fabrikarbeiter schnell einen Ruf als Stellenmarkt im wahrsten Sinne des Wortes. Es stand in Kontrast zum Ruf Tōkyōs als Kunst- und Kulturzentrum. Die Trennung Tōkyō/Ōsaka war allerdings nicht so binär, wie man nun vielleicht annehmen mag. Aufgrund der größer werdenden okinawanischen Gemeinschaft im Großraum Ōsaka bot sich auch ein Anreiz zur Ansiedlung für jene Okinawaner, die beispielsweise an Tōkyōter Universitäten ihren

³⁸ Davon 110.000, die nach der Volkszählung 1940 von Okinawa aus immigriert waren, 20.000 Zwangsmobilisierte, 60.000 Evakuierte und ca. 30.000 Repatrierte aus Übersee.

³⁹ Die Handelsmarine Ōsakas hatte ein (Preis-)Monopol auf Überfahrten. Für die meisten Okinawaner kamen nur Fahrkarten der 3. und somit niedrigsten Klasse in Frage. Dort herrschten nach Aussagen von Zeitzeugen während der viertägigen Überfahrt zusammengepferchte Verhältnisse wie auf einem „Sklavenschiff“ (Rabson 2012: 66).

Abschluss gemacht hatten. Außerdem verzeichnete die Region über die Jahre hinweg eine zunehmende Zahl okinawanisch-stämmiger Mediziner, Pharmazeuten, Juristen und Lehrkräfte (Rabson 2003: 101).

Während ein Großteil der Aufenthalte auf dem japanischen Festland vor dem „World War I Boom“ und der darauffolgenden Depression lediglich temporärer Natur war, änderte sich dies nun. Viele neue Gewerbe in Form von textil-, bau-, metall- und holzindustriellen Betrieben öffneten zu Zeiten des Booms ihre Pforten. Weiterhin gediehen Reedereien in Ōsakas heutigem Taishō-Bezirk. Auf der Suche nach geeigneten innerstädtischen Siedlungsräumen tat sich für Okinawaner vor allem der eben genannte Taishō-Bezirk hervor, welcher bereits 1914 zu 40% von Okinawanern bewohnt wurde (Rabson 2012: 56). Weitere Räume häufiger Ansiedlung stellten die Städte Yokohama und Kobe dar. Okinawanische Immigranten fanden auch Stellen abseits der Fabriken als Reporter, städtisches Verwaltungspersonal, Bankangestellte, in der Krankenpflege oder bei Polizei und Feuerwehr (Rabson 2012: 58). Dies stellt im Vergleich zur koreanischen Minderheit den größten Unterschied in Sachen Anstellung dar: In Japan lebenden Koreanern war es auf Grund ihres Status als koloniale Subjekte nicht möglich, öffentliche Ämter zu bekleiden. Eine deutliche Mehrheit der Okinawaner Ōsakas arbeitete vor allem anfangs in der Industrie – 1924 verbuchte man immerhin 7.200 eingetragene Fabrikarbeiter gegenüber dem o.g. Tabellenwert von knapp 9.000 Okinawanern insgesamt im Raum Ōsaka im Jahre 1925 (Rabson 2012: 66). Im Zuge sekundärer Migration entstanden vornehmlich in den 1930er-Jahren auch einige ländliche Gemeinden, die von Okinawanern bewohnt wurden. Als populärstes Beispiel gilt das sogenannte „Okinawa Village“⁴⁰ in der Präfektur Hyōgō (Rabson 2012: 157).

Da sie den harschen Kontrast zwischen der damals ländlichen Lebensart Okinawas und dem Moloch der industriellen Zentren auf dem japanischen Festland scheinbar nur schwer ertrugen, wanderten viele Okinawaner aus den Städten ab und ließen sich an Flussufern nieder, um Ackerbau und Viehzucht zu betreiben. Hinzu kam massive Diskriminierung der Okinawaner durch die Japaner in Sachen Wohnraum. Gerade diese Gemeinden waren es, die im Zuge der ausgiebigen Bombardierung japanischer Fabriken am Kriegsende größtenteils verschont blieben und okinawanischen Flüchtlingen aus den Städten Schutz boten. Im Laufe der Nachkriegszeit zogen viele mittellose Okinawaner in die ländlichen Siedlungen rund um Ōsaka. Dieser rege Zustrom führte zu einer zunehmenden Ghettoisierung und Barrackenbau, bis es im Vorlauf der Weltausstellung 1970 zu umfassenden Säuberungsaktionen kam (Rabson 2012: 157).

⁴⁰ (沖縄) 県人部落 - (おきなわ) けんじんぶらく.

Wer auf ein Leben in der Stadt angewiesen war, jedoch nicht in einem Fabrik-Wohnheim unterkam und sich kein Zimmer im Taishō-Bezirk⁴¹ leisten konnte, dem blieben die ebenfalls dort gelegenen sogenannten Hollows. Im größten okinawanischen Slum Ōsakas lebten rund 1.500 Okinawaner in einem Flussbett gelegen in selbstgebauten Verschlügen (Rabson 2012: 159). Ständigen Überflutungen mit Abwasser, unnachgiebigen Moskitoschwärmen und häufigen Bränden ausgesetzt, waren die Lebensumstände hier horrend.

Mit dem Einsetzen der Depression in Folge des Ersten Weltkriegs brach der Stellenmarkt für ungelernete Arbeiter – zu diesem Zeitpunkt immerhin 89% der okinawanischen Zuwanderer – vor allem im Industriezentrum Ōsaka zusammen (Rabson 2012: 67). Arbeit gab es zwar, jedoch waren die Bedingungen und Löhne vielleicht sogar noch unmenschlicher und schlechter als 20 Jahre zuvor, um die Jahrhundertwende herum. Auch in den Textilfabriken, in denen die meisten Frauen Arbeit fanden, änderte sich wenig an den unhygienischen Zuständen in den angeschlossenen Wohnheimen⁴². Von der Phase nationaler Erholung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges profitierten die Okinawaner kaum, da ein Großteil der entsprechenden Gelder in wohlhabende Viertel geleitet wurde (Rabson 2012: 162). Aufgrund der Ansiedlung in relativer Nähe zur Industrie waren okinawanische Wohnräume allerdings besonders von den Bombenabwürfen der Alliierten in Mitleidenschaft gezogen worden. Bis weit in die 1950er-Jahre hinein zeugten Spuren des Krieges von der Vernachlässigung durch den Staat. Genau diese erwies sich im Vorfeld des Koreakrieges paradoxerweise sowohl für die Okinawaner im Festlandjapan als auch in Okinawa als positiv. Immer noch lagen allerorts Unmengen an Metallschrott herum. Dieser gewann während des amerikanischen Einsatzes im Koreakrieg (1950-1953) – mit Basis auf Okinawa – ungemein an Wert als Handelsware. Ein Großteil des plötzlich so begehrten Schrotts befand sich in okinawanischer Hand, das Geld lag sozusagen auf der Straße (Rabson 2012: 163 f.). Auch Okinawaner, die sich im Laufe ihrer Beschäftigung auf dem Festland mechanische Fähigkeiten zu Eigen gemacht hatten, sahen sich plötzlich guten Verdienstmöglichkeiten in der Heimat Okinawa gegenüber, da Japan und vor allem Okinawa zur Nachschubbasis der amerikanischen Truppen wurde. Schweißer und Metallarbeiter wurden zur Reparatur amerikanischen Kriegsgerätes herangezogen. Andere nutzten die erworbenen Fähigkeiten, um selbstständig metallverarbeitende Betriebe zu eröffnen.

⁴¹ Auch heute sind noch ca. 20.000 der insgesamt 75.043 Einwohner des Bezirks okinawanischer Abstammung (Rabson 2012: 4).

⁴² Häufig bürdete man den okinawanischen Arbeitern konstante Nachtschichten („5p.m.-5a.m.“) bis zur körperlichen Belastungsgrenze auf. Besonders große Fabriken verfügten laut Zeitzeugenberichten sogar über eigene Krematorien (Rabson 2012: 67).

Ein weiterer Vorteil der steigenden Produktion war der damit einhergehende Transportbedarf. Viele Okinawaner brachten Erfahrung im Transport von Gütern per Pferdekarren mit, da bereits zu Zeiten des Zweiten Weltkrieges ein Großteil der japanischen Transportfahrzeuge für den Fronteinsatz benötigt wurden und die Okinawaner diese Lücke bereits damals geschlossen hatten. Mit Besinnung auf traditionelle okinawanische Konzepte der Gruppenfinanzierung unterstützte man sich hierbei innerhalb der Gemeinde gegenseitig (Rabson 2012: 143). So war es nach Kriegsende oft rasch möglich, eines der kräftigen Rösser der aufgelösten imperialen Kavallerie anzukaufen und vor den eigenen Karren zu spannen. Gerade in Kombination mit dem florierenden Schwarzmarkthandel und Warenfluss der Nachkriegszeit nahmen okinawanische Transportbetriebe und Informationsnetzwerke an Bedeutung zu (Rabson 2012: 143). Auch diese Geschehnisse hinterließen ihre Spuren in der Gegenwart: Heute sind noch 36 Transportunternehmen im Großraum Ōsaka fest in okinawanischer Hand (Rabson 2012: 164).

Andere, die nichts mit alledem anzufangen wussten, verlagerten ihre Geschäfte in die Ethno-Wirtschaft oder den Servicebereich. Sie eröffneten Geschäfte, in denen sie der okinawanischen Festlandgemeinde schwer erhältliche – und deshalb häufig geschmuggelte – Zutaten für die okinawanische Küche anboten. Wem es möglich war, sich im zunehmend bebauten Gewirr der Großstadt einen Flecken Land zu sichern, der betrieb in okinawanischer Tradition Schweinezucht und eröffnete eine Metzgerei⁴³. Wieder andere eröffneten Bars und Restaurants. So entstand in der Nachkriegszeit schnell ein solider okinawanischer Geschäftskreislauf, in dem die unterschiedlichen Betriebe häufig gegenseitig voneinander profitieren konnten. Dies hatte eine Verbesserung der durchschnittlichen Kaufkraft zur Folge, was Kindern die Tore zu besseren Schulen öffnete.

Wenngleich diese Entwicklungen der 50er-Jahre nicht auf die Gesamtheit der okinawanischen Gemeinde anzuwenden war – immer noch gab es notorische Niedrigverdiener, die in ärmlichsten Verhältnissen hausten –, ergab sich eine Verbesserung der allgemeinen wirtschaftlichen Situation.

⁴³ Was bei vielen Festlandjapanern Unmut erzeugte und zur Diskriminierung beitrug. So wurden die Okinawaner nicht selten in die Nähe der diskriminierten Minderheit der Burakumin gerückt. Auch findet sich Schwein so gut wie nicht in der japanischen Traditionsküche wieder, sondern beinahe ausschließlich in „übernommenen“, vornehmlich chinesischen Gerichten.

7.2 Koreanische Oldcomer und ihre Ansiedlung

Entwicklung der Zahl der Nord/Südkoreaner in Japan 1910-1944

Quelle: 海外における日本人、日本の中の外国人, S. 17

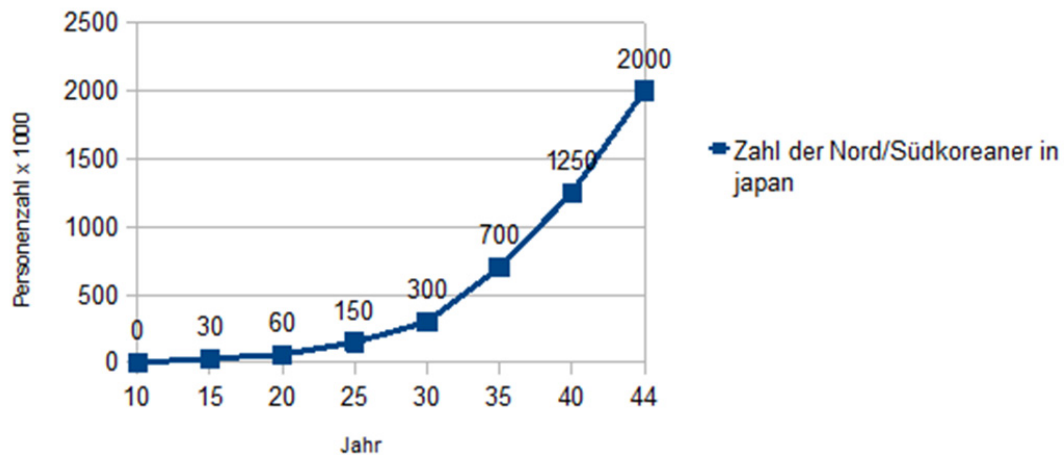


Abbildung 2 - Entwicklung der Zahl der Nord-/Südkoreaner in Japan 1910-1944

Von den zwei Millionen Koreanern, die zum Kriegsende in Japan waren, entschieden sich 600.000 bis 650.000 dazu, in Japan zu bleiben. Eben diese Verbliebenen werden mit dem Begriff „koreanische Oldcomer“ beschrieben. Seit Beginn der japanischen Besetzung Koreas 1910 waren sie vornehmlich im Laufe des Zweiten Weltkrieges – oftmals auch unter Zwang oder Vorspiegelung falscher Tatsachen (Brandes, Kreiner, Lützel, Ölschleger 2004: 233) – als Arbeiter v.a. in Rüstungsindustrie, Bergbau und Rotlichtmilieu nach Japan gebracht worden. Diejenigen von ihnen, die in Japan verblieben, eben jene Oldcomer, entschieden sich damit gegen die von Japan angestrebte Repatriierung⁴⁴ (Weiner, Chapman 2009: 172).

Bevor sich in den 1930er-Jahren erste koreanische Ghettos rund um die industriellen Zentren großer Städte zu bilden begannen, war kein nachhaltiges Ansiedlungsverhalten zu beobachten (Lee, De Vos 1981: 44). Zu erklären ist dieses unstete Wohnverhalten mit einem niedrigen Bildungsniveau und einem häufigen Wechsel des Arbeitsplatzes. Gefangen in einem Kreislauf aus gefährlicher, ungelerner Arbeit, war die koreanische Minderheit ständig auf der Suche nach besseren Löhnen und Lebensumständen. Die japanische Gesellschaft nahm dieses nomadenhafte Verhalten jedoch vielmehr als

⁴⁴ Zwar gab es aufgrund der imperialistischen Ideologie Japans schon vorher freiwillig in Japan weilende Koreaner, jedoch beschränkte sich deren Zahl auf einige Tausend (Lie 2008: 4).

Arbeitsverweigerung wahr. Das weit verbreitete Stereotyp vom Koreaner als „niederer Wesen“ führte dazu, dass die Einwanderer von den Japanern eher als umherziehende Räuberbanden denn als Arbeiter gesehen wurden.

Betrachtet man die Geschlechter- und Altersverteilung vor den 1930er-Jahren, so liegt auch der Schluss nahe, dass vornehmlich koreanische Männer nach Japan kamen, um dort vorübergehend von der in Korea zurückgebliebenen Familie getrennt zu arbeiten⁴⁵. Mit der steigenden Konzentration koreanischer Arbeiter kam es zur Bildung ausgedehnter Slums. Da die japanische Gesellschaft über die gängigen stereotypen Vorurteile hinaus zumeist auch wirtschaftliche Konkurrenzangst gegenüber den Koreanern verspürte, blieb diesen zunächst nur die Ansiedlung in unmittelbarer Nähe zur Industrie, da niemand an sie vermieten wollte (Weiner 2006: 340). Mit ihrer explosionsartig steigenden Zahl füllten sich die begrenzten Räume jedoch schnell, und es kam zur Bildung koreanischer Baracken-Siedlungen in Randzonen zum Stadtgebiet. Hier waren die Zustände noch unhygienischer und schlechter als in den Industriegebieten, da keinerlei Infrastruktur zur Verfügung stand. Im Laufe der 30er-Jahre konzentrierte sich rund ein Viertel der koreanischen Arbeiterschaft im Großraum Ōsaka, was einen enormen Bedarf an Wohnraum bedeutete. Besonders im östlichen Teil Ōsakas, in den Bezirken Ikuno und Higashinari, bildeten sich koreanische Ballungsräume. Auch in Tōkyō, rund um Shinjuku und vor allem um das angrenzende Ōkubo herum, fand eine starke Ansiedlung statt (Weiner 2006: 340).

Schnell wuchs bei Bewohnern der urbanen koreanischen Ballungsräume der Wunsch nach sozialem Aufstieg. Allerdings war es, bedingt durch den unklaren Rechtsstand und weitreichende Vorurteile, so gut wie unmöglich, Anerkennung und Anstellung durch japanische Firmen zu erfahren. Aus diesem Grund machten sich viele Koreaner ihr sogenanntes „ethnisches Kapital“ zu nutze. In den frühen 50er-Jahren arbeiteten 70% aller Koreaner in Japan in der Service- oder Sexindustrie (Lie 2008: 72). Bereits zuvor eröffneten einige von ihnen Importläden (nicht selten bedient von Schmugglern), um die Gemeinde ausreichend mit schwer erhältlichen koreanischen Zutaten u. Ä. zu versorgen. Andere eröffneten Restaurants, vor allem die zahlreichen und äußerst beliebten Yakiniku-Restaurants. Während zu (Vor-)Kriegszeiten vornehmlich koreanische Kunden bedient wurden, waren nach Kriegsende hauptsächlich Japaner die Zielgruppe. Noch in den 1990er-Jahren befanden sich 90% der japanweit ca. 20.000 Yakiniku-Restaurants in koreanischer Hand (Lie 2008: 73).

Wer in der Nachkriegszeit nicht über die nötigen Mittel zur Existenzgründung verfügte oder nicht in einem befreundeten „ethnischen“ Betrieb unterkam, der sah sich vor die Wahl gestellt: zurück in die gefährliche, schlecht bezahlte Fabrikarbeit oder

⁴⁵ Das Verhältnis Männer : Frauen lag in den 1920er-Jahren bei ca. 9:1, in den 1930er-Jahren nur noch bei 3:1 (errechnet aus „Table 4“, Lee, De Vos 1981: 38).

ableiten in weniger seriöse Gefilde, wo die eigene Herkunft eine untergeordnete Rolle spielt. Die fehlgeleitete Struktur alliierter Preis- und Rationierungspolitik sorgte zudem schnell dafür, dass Lebensmittel und andere Güter für die japanische Bevölkerung⁴⁶ unerschwinglich wurden (Rabson 2012: 140). Die Folge war ein Japan der offen abgehaltenen Schwarzmärkte, die vor ihrer Ausbreitung im ganzen Land ihren Ursprung in Ōsaka hatten. Hier spielten lokale Yakuza-Banden eine tonangebende Rolle im öffentlichen Leben (Rabson 2012: 141). Von Öffentlichkeit und Verwaltung abgewiesen, fiel es Koreanern – wie auch einigen Okinawanern – in Japan leicht, sich mit dieser Schattengesellschaft zu identifizieren. Einige begannen aus der Not heraus, als Kredithaie, Schmuggler, Zuhälter und Glücksspielbetreiber ihren Beitrag zur florierenden Unterwelt zu leisten. Als populärste Konsequenz befinden sich auch heute noch 70 bis 80% aller ca. 20.000 Pachinko-Salons⁴⁷ Japans fest in koreanischer Hand (Merviö 2004: 147).

Das schnelle Wirtschaftswachstum Japans in den 50er-Jahren bot zahlreiche unternehmerische Gelegenheiten. Auch die Koreaner Japans profitierten von der wirtschaftlichen Entwicklung (Lie 2008: 72). Als die Sexindustrie zunehmend an Relevanz verlor, verlagerte sich die koreanische Geschäftsaktivität aufgrund von allgegenwärtiger Diskriminierung bei der Arbeitssuche immer stärker hin zur Selbstständigkeit im Servicebereich. Noch 1971 gaben 41% der großen japanischen Firmen an, „auf keinen Fall“ Koreaner beschäftigen zu wollen, und bis 1972 waren ohnehin alle Arbeitsplätze im öffentlichen Sektor japanischen Staatsangehörigen vorbehalten. Diesem Umstand wurde erst durch eine Kombination aus dem 1969 beschlossenen Gesetz gegen Buraku-Diskriminierung und dem Hitachi Employment Discrimination Case, auf den später noch eingegangen werden soll, ein Ende bereitet. In der sogenannten Mainstream-Industrie erfuhren koreanisch-stämmige Bürger Japans jedoch durchaus noch bis in die 1990er-Jahre Diskriminierung und Anstellungsverweigerung (Lie 2008: 75). Trotzdem schafften es einige koreanische Geschäftsmänner ganz nach oben, so zum Beispiel Han Chan’u, der „Pachinko King“, oder die Gründer führender japanischer Unternehmen wie Lotte und Softbank (Lie 2008: 73 f.).

⁴⁶ Ein Punkt, in dem Koreaner einen entscheidenden Vorteil hatten, da sie von alliierten Truppen nicht als „feindselige“ Japaner angesehen wurden. So war es gelegentlich möglich, bevorzugte Behandlung zu erfahren und bspw. an Rationen zu gelangen, die Japanern verwehrt geblieben wären (Rabson 2012: 141). Diese ließen sich bei Nichtbedarf lukrativ auf dem Schwarzmarkt verkaufen.

⁴⁷ Bereits in den 1990er-Jahren erwirtschafteten die damals ca. 18.000 Salons doppelt so viel Gewinn wie die japanische Autoindustrie und übertrafen somit bspw. das Bruttosozialprodukt ganz Südkoreas im Jahr 1994 (Lie 2008: 73).

8 Newcomer

8.1 Okinawanische Newcomer

Viele der nach Okinawas Rückgabe 1972 nach Japan gelangten Okinawaner siedelten sich außerhalb der etablierten, jedoch ohnehin dünner werdenden okinawanischen Gemeinden an. Da sie häufig nicht mit der Anonymität der Großstadt und der japanischen Sozialstruktur zurechtzukommen schienen, stellte man bei ihnen laut Rabson eine erhöhte Selbstmord- und Depressionsrate fest (Rabson 2012: 202). Ebenso hatten sie nur wenig mit den in ihrer Lebensart teilweise stark japanisierten Nachfahren der Oldcomer gemein. Während die erste Oldcomer-Generation noch aktiv daran beteiligt war, anderen Okinawanern die Überfahrt zu erleichtern, starb diese Praxis mit Heranwachsen der Folgegenerationen größtenteils aus. Außerdem erfuhren Newcomer teilweise Diskriminierung durch Oldcomer-Nachfahren, die ihnen nach eigener Ansicht hierarchisch übergeordnet waren. Ohnehin scheinen die meisten der okinawanischen Newcomer es nicht lange auf dem japanischen Festland auszuhalten (Rabson 2012: 2 f.). Obwohl in Okinawa eine doppelt so hohe Arbeitslosenquote wie auf dem Festland herrscht, siedelten sich nur wenige auf Letzterem an. So kommen die Newcomer meist nur für Zeitarbeit und Studium aufs Festland, weshalb eine rege Fluktuation zwischen Okinawa und dem japanischen Festland herrscht. Versucht man dennoch die Zahl der auf dem japanischen Festland ansässigen Okinawaner zu erfassen, sieht dies so aus:

Im Jahr 2000 verzeichnete man 70.000 Okinawaner im Raum Ōsaka, 12.000 in der Präfektur Hyōgo, 45.000 in der Präfektur Kanagawa. Abseits hiervon herrscht eine größere Zerstreung. Alles in allem kommt man auf eine Gesamtzahl von ca. 300.000 Bürgern okinawanischer Abstammung auf dem japanischen Festland. Sprich: 20 bis 25% der insgesamt 1,3 Millionen Bewohner der Präfektur Okinawa im selben Jahr (Rabson 2012: 2).

8.2 Koreanische Newcomer

Noch 1982 machten koreanische Oldcomer 82.6% aller Ausländer in Japan aus (Merviö 2005: 142). Dies sollte sich mit dem Anbruch der Newcomer-Ära jedoch ändern. Die Gründe für das Zustandekommen der Gruppe der koreanischen Newcomer finden sich vornehmlich in der wirtschaftlichen und demografischen Entwicklung Japans der 1980er-Jahre (Brandes et al. 2004: 233). In den Jahren nach Ende des Zweiten Weltkrieges gelang es Japan, ein starkes Wirtschaftswachstum zu erzeugen. Ermöglicht wurde dies durch die kinderreichen Generationen der 1920er- und 30er-Jahre und eine hohe Arbeiterfluktuation im eigenen Land, da man einen Zufluss zusätzlicher ausländischer Arbeitskräfte weitestgehend vermeiden wollte (Kawamura 2008: 113). Mit Beginn der 1980er-Jahre stieß dieses System jedoch an seine Grenzen. Mit Zunahme des allgemeinen Wohlstandniveaus in Japan waren immer weniger Japaner bereit, schlecht

bezahlte, „niedere“ Arbeiten zu verrichten⁴⁸. So war es nicht länger möglich, das nötige Volumen an Arbeitskräften in diesen Bereichen aufzubringen (Brandes et al. 2004: 233; Lützel 2008: 87).

Das Zeitalter der sogenannten Newcomer brach an. Neben Chinesen stellten „neue“ Koreaner zunächst die zweitgrößte Einwanderungsgruppe dar (Okubo 2008: 172). In der ersten Hälfte der 80er-Jahre bestand der Zustrom hauptsächlich aus Frauen verschiedener Nationalitäten, welche Schausteller-Visa bezogen und in den Rotlichtmilieus der Großstädte Beschäftigung fanden, in der zweiten Hälfte der Dekade aus männlichen ungelerten Industrie- und Bauarbeitern. Später verlagerte sich die Arbeitsmigration immer weiter in den Bereich der Fachkräfte. Hinzu kam das 1983 beschlossene Programm „Hunderttausend Austauschschüler“ des damaligen Premierministers Nakasone⁴⁹ (Kawamura 2008: 113), welches erstmals 1986 in großem Rahmen die Vergabe zeitlich begrenzter Sprachschüler- und Studenten-Visa an Ausländer ankurbelte⁵⁰. Offizieller Vorwand war die Internationalisierung des japanischen Bildungswesens. Allerdings hatte das Programm den gewollten Nebeneffekt, dass in Form der Schüler und Studenten willige Arbeitskräfte für den voluminösen japanischen Servicesektor als auch im Bereich der 3K-Arbeit ins Land kamen (Kawamura 2008: 113).

Im Falle der Schüler ist interessant, dass Abschlüsse koreanischer Oberschulen von japanischen Universitäten häufig nicht anerkannt wurden. Das Absolvieren einer zweijährigen japanischen Oberschule öffnete das Tor zu einem vollwertigen Anschlussstudium an japanischen Hochschulen (Kawamura 2008: 114). Hierdurch war es den Absolventen möglich, sowohl in Japan als auch Südkorea an gut bezahlte Jobs zu kommen (Merviö 2005: 149). Diese Flexibilität stellt einen starken Kontrast zur Gruppe der Oldcomer-Generationen dar. Diese hatten ursprünglich kaum Aussicht auf qualifizierte Berufe und mit fortschreitender Generationenfolge schwand auch die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr nach Korea. Bezüglich der Herkunft stammen die koreanischen Newcomer beinahe ausschließlich aus Südkorea und haben häufig starke Aversionen gegen den Norden. Im Gegensatz hierzu fanden sich unter den Oldcomern viele, die mit der engagierten, nordkoreanisch unterstützten Chongryun-Organisation sympathisierten. Dies wirkte sich in zunehmend abgeschwächter Form auch auf ihre Nachkommen aus. Allerdings besteht eine Diskrepanz zwischen dem Nordkorea-Bild der

⁴⁸ Sog. „3K“-Tätigkeiten: *kitsui*, *kitanai*, *kiken*. Ein Begriff der 90er, der Arbeit beschreibt, die sich durch die drei Charakteristika „mühsam, schmutzig und gefährlich“ negativ auszeichnet (Brandes et al. 2004: 244).

⁴⁹ Jemand, dem kein aufrichtiges Interesse an einer umfassenden sozialen Öffnung Japans nachgewiesen werden kann. So entstammen seiner Feder Zitate wie: „The Japanese race is excellent because since the time of the goddess Amaterasu, the Japanese have remained as pure as unadulterated rice wine ... We have accomplished much because for more than 2,000 years no foreign race has mixed itself with the Japanese.“ (zitiert nach Nakano 1995: 2)

⁵⁰ Siehe Kawamura 2008, Tafel 4-1, S. 114.

Newcomer und der Chongryun-Affinität vieler Oldcomer. Die Organisation wird zwar durch die nordkoreanische Regierung finanziert, es ist allerdings unklar, wie stark ihr Handeln auch tatsächlich durch sie geleitet wird. Im Bewusstsein und Empfinden der Oldcomer-Generationen geht es häufig weniger um ein Sympathisieren mit dem politischen Nordkorea – welches die wenigsten von ihnen überhaupt jemals besucht haben mögen –, sondern eher um eine lokale Verbundenheit mit dem koreanischen „Ursprungsort“ der eigenen Familie, welcher seit Ende des Zweiten Weltkrieges auf nordkoreanischem Boden liegt. Nichtsdestotrotz erzeugt dieser Umstand eine Spaltung sowohl innerhalb der Gemeinde der Oldcomer-Nachfahren als auch im Verhältnis zwischen alteingesessenen koreanisch-stämmigen Bürgern und den Newcomern (Merviö 2004: 149).

Noch vor dem „Grundstock“ koreanischer Oldcomer, deren Nachkommen und den Newcomern spielten chinesische Einwanderer seit der internationalen Öffnung des japanischen Arbeitsmarktes in den 80er-Jahren die signifikanteste Rolle (Komai 2001: 16 f.). Die folgende Grafik⁵¹ zeigt die Entwicklung der Zahl der Koreaner in Relation zur Zahl der Chinesen in Japan zwischen 1980 und 2007.

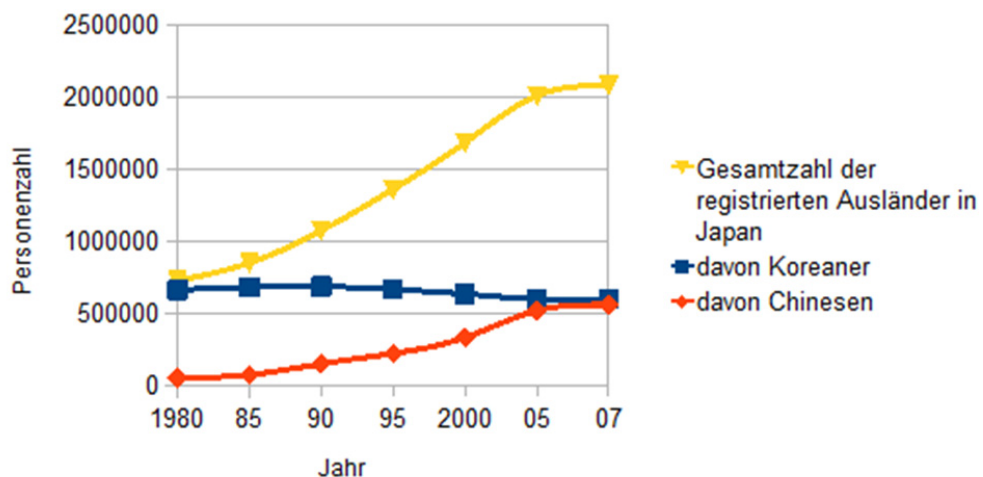


Abbildung 1 - Entwicklung der Zahl der Koreaner in Relation zur Zahl der Chinesen in Japan 1980-2007

Es ist zu beachten, dass das scheinbare, plötzliche Abflachen aller Kurven zumindest teilweise auf den verkürzten Messzeitraum im letzten Jahresschritt zurückzuführen ist.

⁵¹ Quellen:

Tabelle 2-2: Ausländer nach Staatsangehörigkeit, Japan 1980-2005 (Lützel 2008: 86).

Table 1.2: Foreign Nationals in Japan (May 2007) (Willis, Murphy-Shigematsu 2008: 11).

Die Entwicklung der Zuwanderung chinesischer Staatsbürger als eine der stärksten Immigrationsgruppen seit Beginn des Migrations-Booms steht exemplarisch für die relative „Explosion“⁵² des immer noch verhältnismäßig geringen Ausländeranteils an der japanischen Bevölkerung. In starkem Kontrast hierzu steht die nur knapp über dem Ausgangswert nach Ende des Zweiten Weltkrieges liegende, schwach anwachsende, um 1990 scheinbar stagnierende und in der Folge sogar deutlich sinkende Zahl der registrierten Koreaner in Japan. „Koreaner“ bezieht sich hierbei auf alle koreanisch-stämmigen Bewohner Japans, die nicht über eine japanische Staatsbürgerschaft verfügen, ungeachtet des Zeitpunkts ihrer eventuellen Zuwanderung oder ihres Geburtsortes.

Wie kommt es zu diesem statistischen Schwund im Gegensatz zu den vorangegangenen Ausführungen über die Zuwanderung koreanischer Bürger nach Japan? Einerseits zeichnen sich hierfür demografische Entwicklungen – Japans alternde Bevölkerung bei niedriger Geburtenrate – verantwortlich. Diese machen auch vor den koreanischen Oldcomern nicht halt, sondern gestalten sich sogar noch kritischer. Koreanisch-stämmige Paare bekommen prozentual weniger Kinder als japanische. Gleichzeitig ist der Anteil von Frauen über 65 Jahren bei der koreanischen Gesamtbevölkerung Japans höher als bei der japanischen Vergleichsgruppe (Merviö 2005: 142). Weiterhin sorgt die wachsende Zahl der Eheschließungen zwischen japanisch-koreanischen Paaren für eine steigende Naturalisierungsrate. Zum Vergleich: Allein im Jahr 2002 wurden 1.472.096 Südkoreaner (Davon abziehen 577.946 Touristen) bei der Einreise nach Japan registriert (Merviö 2005: 149). Dass alle Nicht-Touristen tatsächlich dauerhaft in Japan blieben ist höchstunwahrscheinlich. Vergleicht man jedoch den sinkenden Schaubild-Wert der Koreaner in Japan aus demselben Jahr, wird das Ausmaß der demografischen Entwicklung und der Naturalisierungsrate deutlicher.

Wie auch bei der Oldcomer-Zuwanderung ging man in der japanischen Bevölkerung bei den Newcomern davon aus, dass Arbeitsmigranten lediglich vorübergehend in Japan verbleiben würden. Tatsächlich trifft diese Erwartung jedoch nur auf eine von insgesamt vier ausmachbaren Gruppen zu (Komai 2001: 65):

1. Heimkehrer: Sie kommen einmalig nach Japan, um zu arbeiten, kehren hiernach jedoch dauerhaft in ihr Heimatland zurück. Zumeist nutzen sie die erworbenen Fähigkeiten und Löhne, um dort eigene Firmen aufzubauen.
2. Wiederholer: Sie pendeln häufig zwischen Japan und Heimatland. Dies ist nur möglich, wenn die relevanten Ein- und Ausreisebestimmungen relativ locker sind.

⁵² Im Jahre 1992 überschritt der Gesamtanteil der Ausländer an der japanischen Bevölkerung erstmals die 1%-Marke (Okubo 2008: 172).

3. Gäste: Wenngleich sie für längere Zeit in Japan verbleiben, haben sie noch keine Entscheidung betreffend einer dauerhaften Ansässigkeit getroffen.
4. Ansiedler: Sie verlagern wenn möglich ihre gesamte Existenz nach Japan, um dauerhaft dort zu leben.

Die Tatsache, dass die Arbeitsbedürfnisse aller vier Typen bedient werden, begründet sich in der dualen Struktur des japanischen Arbeitsmarktes (Komai 2001: 66). Einerseits gibt es große, etablierte Firmen mit einer Vielzahl dauerhaft zu besetzender Stellen. Auf der anderen Seite findet sich ein wahres Meer an Sub- und Sub-Sub-Unternehmen, die von den Großkonzernen mit Aufträgen versorgt werden. Diese Klein- oder auch Kleinstfirmen zeichnen sich durch niedrige Löhne und meist noch schlechtere Arbeitsbedingungen aus. Dies führt sowohl in Krisen- als auch in Boomzeiten zu einer hohen Fluktuation und chronischem Arbeitskräftemangel, der vornehmlich mit günstiger „Heimkehrer“- und „Wiederholer“-Arbeit gedeckt wird. Ein weiteres Phänomen ist die Zunahme sogenannter „Overstayer“ in den 90er-Jahren. Dies sind Personen, die die Gültigkeit ihres Visums bewusst überschreiten, ohne heimzukehren. Der Grund hierfür waren strenger werdende Ein- und Ausreisebestimmungen zwischen den jeweiligen Ursprungs- und Zielländern. Auch im Falle koreanischer Newcomer sorgte dies für eine Zunahme an Overstayers. Aus Angst davor, bei der Ausreise von der verhältnismäßig lukrativen Arbeit in Japan abgeschnitten zu werden, wechselten viele zwangsweise vom temporären in die Kategorie des dauerhaften Aufenthalts – wenn auch illegal (Komai 2001: 66 f.).

Im Falle der Schüler und Studenten hatte der lange Aufenthalt in Japan häufig eine solide Einbettung in die japanische Gesellschaft zur Folge. Dies veranlasste einen Großteil der betroffenen Koreaner zur Stellensuche in Japan, sowohl bei japanischen als auch Zainichi-Unternehmen. Auf Grund der natürlichen Begegnungsstätte Universität kam es in der Folgezeit zu einer steigenden Zahl an Eheschließungen⁵³, häufig entweder zwischen Koreanern und ethnischen Japanern oder Koreanern und koreanisch-stämmigen Japanern. Hiermit einher geht nicht selten auch eine Naturalisierung der eigenen Person, sprich: das Annehmen der japanischen Staatsbürgerschaft und somit auch ein Verschwinden aus der statistischen Kategorie des Ausländers in Japan (Kawamura 2008: 114). Die doppelte Staatsbürgerschaft wird von der japanischen Politik und Verwaltung nicht unterstützt. Deshalb gehen die Meinungen betreffend Mischehen mit Japanern innerhalb der koreanischen Gemeinden bis heute stark auseinander. Seit den 70er-Jahren findet jedoch die Mehrheit der Eheschließungen koreanischer

⁵³ Anmerkung: Das japanische Durchschnittsalter bei Universitätsabschluss beträgt 22 Jahre. Das „typische“ Heiratsalter liegt zwischen 23 und 30 Jahren. Schon allein aus existentiellen Gründen geht der Heirat jedoch der Einstieg in eine Firma, die Wandlung vom Studenten zum *shakaijin* (社会人), einem produktiven Mitglied der Gesellschaft, voraus.

Staatsangehöriger in Japan mit Japanern (oder naturalisierten Koreanern) statt (Merviö 2004: 146 f.). Von der anderen Seite aus betrachtet stagnierte die Gesamtzahl der Eheschließungen zwischen japanischen und nicht-japanischen Bürgern bis Mitte der 80er-Jahre bei circa 10.000 Hochzeiten jährlich. Ab der zweiten Hälfte der 80er-Jahre, beinahe pünktlich zu Nakasones Bildungsprogramm, schnellte die Zahl auf vorerst 25.000 nach oben. Heiraten mit Koreanern nahmen hierbei einen Anteil von über 80% ein. Koreanerinnen führten die Liste der ausländischen Bräute in Japan bis 1992 an⁵⁴ (Komai 2001: 72). Zu diesem Zeitpunkt wurden sie jedoch von philippinischen Frauen abgelöst, welche 1997 wiederum von den Chinesinnen überholt wurden. Dies ist gleichzeitig ein Spiegel der Einwanderungszahlen nach Nationalität.

8.2.1 Ansiedlung der koreanischen Newcomer

Das Gros koreanischer Newcomer-Arbeiter ließ sich anfänglich in sogenannten *yoseba*⁵⁵ nieder. Dies sind slumähnliche Zonen, in denen Tagelöhner – japanisch: *rōdōsha*⁵⁶ – sich versammeln und versuchen, sich von Anwerbern tageweise oder auch länger gegen Barzahlung zur Arbeit verpflichten zu lassen. Eine umgangssprachlichere Bezeichnung wäre wohl Arbeiterstrich. Sie finden sich vornehmlich in unmittelbarer Nähe zur verarbeitenden Industrie urbaner Ballungsräume. Entsprechend der harten Konkurrenz um Eintages-Arbeit entstand vor Ort eine große Zahl einfachster Unterkünfte⁵⁷, welche tageweise anmietbar sind und somit der unsteten Kaufkraft der Arbeiter entsprechen. Um 1988 herum wurde die Zahl koreanischer Arbeitsmigranten zu groß, um weiterhin zuverlässig von eventuell vorhandenen koreanisch-stämmigen Verwandten in Japan unterstützt zu werden (Komai 2001: 85). So strömten Newcomer zunehmend in Zonen hoher Verfügbarkeit von ungelernter Arbeit, wo sie wiederum eigene Hilfsnetzwerke parallel zu denen der Oldcomer-Nachkommen errichteten⁵⁸ (Lie 2008: 158).

⁵⁴ Hochzeiten zwischen koreanischen Männern und japanischen Frauen waren jedoch lange Zeit äußerst rar.

⁵⁵ 寄せ場. Der drittgrößte *yoseba* Japans findet sich in Kotobuki-Cho, Yokohama. Seine Bewohner bestehen zu 95% aus allein lebenden Männern, von denen gut 50% bereits über 60 Jahre alt sind. Zwei weitere, nennenswerte *yoseba* – mit geringerem Ausländeranteil – sind Kamagasaki in Ōsaka und Sanya in Tōkyō (Komai 2001: 85; <http://www.japantimes.co.jp/community/2010/07/06/issues/down-but-not-out-in-kotobukicho/#.UyA0B7t3uW8> Zugriff am 18.02.14, 17:36).

⁵⁶ 労働者.

⁵⁷ Folgt man einer vom Tokyo Metropolitan Social Welfare Council durchgeführten Umfrage, leben 38,9% der unregelmäßig beschäftigten Arbeiter in Mietwohnungen/-zimmern, 27,3% in vom Arbeitgeber bereitgestellten Unterkünften, 15,1% bei Freunden/Bekanntnen und lediglich 9,4% in an Fabriken angeschlossenen Wohnheimen. 40,5% aller Arbeiter leben mit 3 oder mehr Personen zusammen, mit denen sie nicht verwandt sind (Komai 2001: 87).

⁵⁸ Wobei auffällig ist, dass diese Netzwerke häufig stark von der eigenen Herkunft geprägt sind. Eine von Ko Sonfi durchgeführte Studie ergab, dass 53,1% der koreanischen Arbeiter in Kotobuki-Cho, welche ursprünglich von der Insel Cheju stammen, vornehmlich mit Arbeitern aus derselben Provinz netzwerken (Komai 2001: 86).

Das generelle Verhältnis zwischen den Nachfahren der Oldcomer und den ungelern arbeitenden Newcomern – die somit in die „modernen Fußstapfen“ der ersten Oldcomer-Generation traten – kann als unterkühlt eingestuft werden. Die Gemeinsamkeiten gehen kaum über die erfahrene Diskriminierung hinaus (Komai 2001: 86; Lie 2008: 160; Merviö 2004: 148 f.); zu unterschiedlich ist die Haltung der einzelnen Gruppen zu den koreanischen „Heimaten“ und die Wahrscheinlichkeit einer Rückkehr.

Selbstverständlich besteht die Gesamtheit der koreanischen Newcomer in Japan nicht ausschließlich aus Tagelöhnern. Im Laufe der Jahre fand sich unter ihnen ebenfalls eine zunehmende Zahl an willigen Geschäftsmännern und Arbeitern, die abseits der Fabriken nach qualifizierten Jobs oder Beschäftigung in der Unterhaltungs- und Servicebranche, in der altbewährten Ethno-Wirtschaft, suchten. Bezogen auf die Gesamtheit der Newcomer lässt sich im Laufe der 90er-Jahre eine zunehmende Verlagerung nach Tōkyō beobachten, während ihre Konzentration in anderen Regionen nachließ (Komai 2001: 88 f.). Diese Entwicklung legt den Schluss nahe, dass die Zahl offener Stellen in Fabriken und der verarbeitenden Industrie – welche sich im japanischen Westen konzentriert – abnahm und sich zunehmend in den Sektorservice verlagerte. Dies ist unter anderem auf den zu dieser Zeit zunehmend einsetzenden legalen Zustrom „heimkehrender“ Nachfahren japanischer Auswanderer aus Brasilien zurückzuführen, die sogenannten *nikkeijin*⁵⁹. Ihr Image in Japan als „ethnische Japaner“ sorgte dafür, dass sie anderen Einwanderern in Sachen Akzeptanz und Arbeit häufig vorgezogen wurden (Chapman 2008: 116; Tsuda 2008: 132). Aufgrund ihrer mangelnden Japanischkenntnisse fanden sie vornehmlich im industriellen Bereich Lohn und Brot⁶⁰, wodurch diese Stellen anderen Zuwanderern vermehrt vorenthalten wurden.

Im Falle der Koreaner ist es nicht verwunderlich, dass sich vor allem die in Shinjuku gelegenen Viertel Ōkubo und das Amüserviertel Kabuki-Cho als Orte der Ansiedlung im Großraum Tōkyō empfahlen. Beide Quartiere zeichneten sich seit Beginn der koreanischen Zuwanderung nach Japan durch eine außerordentlich hohe koreanische Geschäfts- und Ansiedlungsaktivität aus. Gezielt wurden hier von geschäftstüchtigen koreanischen Oldcomern Wohnprojekte für ausländische Newcomer geschaffen, wodurch sich sowohl im Bereich Wohnen als auch in der Arbeit Vorteile ergeben (Komai 2001: 87). Während sich in den *yoseba* eine rege Durchmischung japanischer und nicht-japanischer Nationalitäten findet, herrscht in Shinjuku eine koreanische Dominanz vor. Eine völlige wohnliche Isolation von der japanischen Bevölkerung findet allerdings nicht statt. Von koreanischer Ghettoisierung ist nicht mehr zu sprechen (Komai 2001: 88). Ebenso scheint

⁵⁹ Eigentlich *nikkeiburajirujin* - 日系ブラジル人.

⁶⁰ Was für die Fabrikbetreiber einige Vorteile bot: Man lief nicht Gefahr bestraft zu werden, weil man illegale Overstayer beschäftigte, konnte jedoch weiterhin gleichbleibend niedrige Löhne zahlen. Auch ein Imagegewinn war zu verzeichnen, da man die vermeintlich „ethnischen Brüder“ aus Brasilien mit offenen Armen empfing.

seitens der japanischen Bevölkerung keine gezielte Abneigung gegen Gebiete mit einer hohen Konzentration geschäftlicher Aktivitäten von Old- und Newcomern zu bestehen, so zum Beispiel das berühmte wie beliebte Kabuki-Cho. Ob dies bewusst oder aus Ignoranz gegenüber der Herkunft der Gewerbetreibenden geschieht, ist unklar.

Die japanweite Ansiedlung koreanischer Newcomer betrachtend lässt sich feststellen, dass keine nennenswerte Veränderung zum Siedlungsverhalten der Oldcomer (1910-45) stattfand. Nach wie vor stechen koreanisch-stämmige Bewohner alle anderen nicht-japanischen Nationalitäten in der Kansai-Region und Fukuoka zahlenmäßig aus. Im Raum Tōkyō überwog im Laufe der 2000er-Jahre jedoch die chinesische Präsenz⁶¹ (Merviö 2004: 143). Dies spiegelt unmittelbar auch die räumliche Verteilung von Arbeitsplätzen, die Koreanern in Japan zugänglich sind, wider. In ländlicheren Gebieten sind laut Merviö kaum koreanisch-stämmige Bürger oder neue Migrant*innen auszumachen.

8.2.2 Religiösität, Bildung und Politik

Einen verbindenden Faktor im „neuen Land“ Japan stellt der eigene Glaube dar. Der Anteil protestantischer Christen an der Bevölkerung Südkoreas beträgt circa 30% (Komai 2001: 80). Unter den koreanischen Newcomern in Japan liegt er jedoch bei 60%. Dies begründet die relativ hohe Anzahl christlicher Kirchen in Ballungsräumen koreanischer Ansiedlung, wie beispielsweise Shinjuku in Tōkyō. Während viele Newcomer sich zunächst christlichen Gemeinden anschlossen, die von Oldcomern gegründet worden waren, begannen sie in der Folgezeit mit der Etablierung eigener Gemeinden. Diesem Bedürfnis zur Schaffung individueller Glaubensräume liegt eine Besonderheit des koreanischen Protestantismus zu Grunde: Abhängig vom sozialen Status unterscheidet sich auch die Kirche, die vornehmlich besucht wird (Komai 2001: 81). So sieht man wohl selten Geschäftsreisende oder etablierte Geschäftsmänner in der gleichen Kirche wie Niedriglohneempfänger oder Gastarbeiter. Diese Neugründungen sind ein weiterer Hinweis auf das schlechte Verhältnis zwischen Old- und Newcomern.

Mangelnde Sprachkenntnisse führen unmittelbar zu Problemen beim Schließen von Freundschaften. Diese Problematik betrifft speziell die Nischengruppe der von Newcomer-Familien mitgebrachten Kinder. Anders als beispielsweise bei den *nikkeijin* wird diese Problematik im Falle der Koreaner durch das Vorhandensein ausgedehnter japanisch-koreanischer Bildungsnetzwerke gemildert (Komai 2001: 114 f.). Außerhalb des regulären Schulunterrichts ist es Neuankömmlingen möglich, bilinguale Sprachkurse alteingesessener koreanischer Organisationen in Japan zu besuchen. In der Nachkriegszeit bestand eine hohe Nachfrage nach sogenannten koreanischen „ethnic schools“, welche von den beiden koreanischen Dachverbänden in Japan – Mindan für Süd- und

⁶¹ Im Jahr 2004 standen 112.208 Chinesen 101.389 Koreanern gegenüber.

Chongryun für Nordkorea⁶² – getragen wurden. Die Zahl der koreanischen „ethnic schools“ in Japan ist jedoch zuletzt im Laufe der 90er-Jahre erheblich gesunken, da diese so gut wie keine staatliche Anerkennung finden (Komai 2001: 116). Sie dienen vornehmlich der Heranführung an die koreanische Lebensweise als auch Sprache (Merviö 2004: 145). Heutzutage besuchen circa 90% aller koreanisch-stämmigen Kinder in Japan reguläre japanische Schulen, zumeist jedoch unter Geheimhaltung ihres familiären Hintergrundes (Merviö 2004: 144). Die Lokalregierungen einiger besonders stark durch Koreaner besiedelten Gebiete – allen voran der Großraum Ōsaka – zeigen sich jedoch solidarisch. So werden im regulären Schulbetrieb sogenannte „ethnic classes“ für Kinder koreanisch-stämmiger Eltern angeboten.

Eine koreanische Herkunft stellt in der japanischen Politik ein massives Hindernis dar. In Ermangelung eines bis heute landesweit durchgesetzten Wahlrechts für koreanische „permanent residents“ fehlt schlichtweg die stimmkräftige Lobby (Merviö 2004: 146). Bis zum heutigen Tage schafften nur zwei bekennend koreanisch-stämmige Politiker den Einzug ins Parlament. Der Anteil an Anwälten und Akademikern, die offen mit ihren koreanischen Wurzeln umgehen, wächst jedoch (Merviö 2004: 146).

9 Diskriminierung und Assimilierung

“When minority and majority groups co-exist within a society, the rights of the minorities are often violated, to a smaller or greater extent, by the majority groups. Members of minority groups sometimes find this pressure unbearable, and either try to hide their origins, or choose to escape from the particular country.” (zitiert nach. Komai 2001: 4)

Wer schon einmal längere Zeit mit Japanern verbracht, sich durch den japanischen Bürokratie-Dschungel aus Formularen und Anträgen gekämpft oder über die Organisation der allgegenwärtigen Convenience-Stores gestaunt hat, weiß: Japan ist ein Land der Gewissheiten. Kein Detail ist zu klein, keine Frage zu offensichtlich – alles muss bedacht, schriftlich festgehalten und verbrieft werden. Im Streben nach der allumfassenden, jegliche Unsicherheit ausschließenden Gewissheit sind strenge Normen unverzichtbar. Eine der sichtbarsten Folgen dieses Systems ist ein für den Japan-Reisenden bekannter Zustand: das auf den ersten Blick wohlige Gefühl des „Sich-Verlassen-Könnens“. Das gewünschte Produkt ist verfügbar, der Zug ist pünktlich – eine andere Möglichkeit scheint nicht zu existieren. Doch dies ist nur eine Seite der Medaille. Normen lassen sich nicht definieren, ohne ihr Gegenteil auszuschließen: das Abnormale. In einem infrastrukturell so ausgereiften Land wie Japan, in dem hinter den Kulissen jedes Zahnrad in das nächste zu greifen scheint, gibt es keinen Platz für Abnormales. Das

⁶² Heutzutage unterhält Chongryun ca. 150, Mindan jedoch nur 4 Schulen (Merviö 2004: 144).

Abnormale gehorcht anderen Regeln. Die Verfälschung von Regeln stört den Prozess. Ein gestörter Prozess bringt den Organismus aus dem Gleichgewicht – und genau das möchte Japan sein: ein im geschlossenen Rahmen der eigenen Werte und Maßstäbe einwandfrei funktionierender, perfekt ausbalancierter Organismus.

Führt man diesem System nun fremde, unangepasste „Zellen“ zu, die mit den vorherrschenden Regeln nicht ausreichend vertraut sind, reagiert es mit Ungewissheit. Und Ungewissheit bedeutet nicht nur im Falle der Japaner Verwirrung oder gar Angst. Angst provoziert eine Abwehrreaktion. Eine derartige Abwehrreaktion manifestiert sich häufig in Form von sozialer Ausgrenzung und wirtschaftlicher Benachteiligung – einem Ausschluss aus den „laufenden Prozessen“ – sowohl in- als auch ausländischer Betroffener. Dies geht in Japans Falle vornehmlich zu Lasten jener sozialen Gruppen, die im Laufe der Zeit – ungleich bspw. den europäischen und amerikanischen Ausländern – keine prestigeträchtige Exotisierung oder positive Mystifizierung erfahren haben. Weit vorne liegen hier die nicht-japanischen asiatischen Nationalitäten. Auf Grund mangelnder „ethnischer Andersartigkeit“ als Mittel zur Abgrenzung auf der horizontalen Ebene erfuhren sie vornehmlich zu Zeiten des japanischen Imperialismus eine vertikale Abwertung. Unter Zuhilfenahme diverser vom japanischen Establishment konstruierten Ethnizitäten wurden sie als „niedriger“ angesehen und eingestuft. Doch auch sogenannte innere Minderheiten wie die der Burakumin bleiben nicht verschont von derartigen hierarchischen Konstrukten. Des Weiteren rangieren in der „inneren“ Kategorie auch die Bevölkerungsgruppen der Ainu und Okinawaner. In beiden Fällen untermauert die aus japanischer Sicht innere Natur der Minderheiten auch Japans territoriale Ansprüche auf die betroffenen Herkunftsgebiete.

Für die japanische Nation selbst gab es zu Zeiten des Zweiten Weltkrieges dem eigenen Selbstverständnis nach nur zwei mögliche Positionen: zum einen die nicht-asiatische, als Teil von und auf Augenhöhe mit der westlichen Welt der Imperialmächte. Zum anderen die asiatische. Dies allerdings nur als politisches Oberhaupt der „asiatischen Welt unter japanischem Dach“ (McCormack 2001: 9 f.). Platz für eine gleichberechtigte Position anderer asiatischer Nationen war hierbei nicht vorgesehen. Ein Bewusstsein, das durch die sorgfältige Indoktrination der japanischen Bevölkerung unter ideologischen Instrumentalisierung des Tennō im Japan der Kriegsjahre allgegenwärtige Verbreitung fand. Die Minderheiten der Okinawaner und Koreaner bildeten – und bilden hierbei auch heute noch – zumindest im gelebten Alltag einen Sonderfall. Nach eigener Erfahrung fällt auch „richtigen“ Japanern das fehlerfreie Abgrenzen beider Gruppen von den Vorgaben des Konstruktes „japanische Ethnie“ anhand äußerer Merkmale sehr schwer. Die konstante Zunahme von Mischehen zwischen Japanern und Angehörigen beider Minderheiten beschert den hieraus resultierenden Nachkommen ein noch höheres Maß an äußerlicher als auch sozialer Konformität. Gemischt mit dem Bewusstsein der Japaner bezüglich der Anwesenheit beider Minderheiten in Japan ergab sich jedoch ein auf

Indizienbeweisen – wie z.B. Nachnamen, mangelnder Kommunikationsfähigkeit, kultureller Unangepasstheit, vor allem jedoch konstruierter Ethnizität⁶³ – aufbauendes Katz-und-Maus-Spiel. Diskriminierende Mechanismen und Vorfälle als auch von Betroffenen praktizierte Mechanismen zur Vermeidung sollen in diesem Kapitel dargelegt werden.

9.1 Diskriminierung der Okinawaner

9.1.1 Zu Kriegszeiten auf Okinawa

Als der fortschreitende Zweite Weltkrieg und die näher rückenden Streitkräfte der Alliierten die japanische Militärführung beschließen ließen, Truppen der kaiserlichen Armee auf Okinawa zu stationieren, trugen diese auch die ideologische Haltung des Kaiserreichs gegenüber der okinawanischen Bevölkerung mit in die Provinz. Ergebnis waren zahlreiche Kriegsverbrechen an der Zivilbevölkerung. Diese bestand inzwischen ausschließlich aus jenen, die nicht für die bereits auf Hochtouren laufende Zwangsmobilisierung von Zivilisten geeignet waren. Rasch wurde jedem deutlich, dass der Schutz der Bevölkerung nicht Ziel der Armee war. Aufgrund der vom Grundschulalter an ebenfalls starken Indoktrinierung der Okinawaner kamen viele den teils wahnwitzigen Anweisungen nach. Es galt die allgemeine Order, Handgranaten an Zivilisten zu verteilen um sich und andere im Falle einer Gefangennahme selbst zu töten (Rabson 2012: 136). Bürger aller Altersgruppen wurden zum Bau militärischer Strukturen gezwungen. Hunderte wurden willkürlich unter dem Vorwurf der Spionage hingerichtet. Als Grund hierfür reichte es bereits, entgegen der allgemeinen Doktrin in der heimischen Ryūkyū-Sprache zu sprechen (Rabson 2012: 136). Die imperiale Armee zog trotz der relativ guten eigenen Versorgungslage die letzten Vorräte von der hungernden Bevölkerung ein. Aus diesen Handlungen kann man schließen, dass Okinawaner vom japanischen Militärapparat als auch von einer Vielzahl der Soldaten als minderwertig und entbehrlich angesehen wurden. Laut Rabson wird dieses „Bauernopfer“ Okinawas heute wohl von vielen Okinawanern als die ultimative Form der Diskriminierung angesehen (Rabson 2012: 137).

⁶³ Solche physischen Merkmale, anhand derer man den konstruierten ethnischen Stereotyp angeblich ausmachen kann, sind folgende: Okinawanern wird nachgesagt, von gedrückterer Statur und dunklerem Hautton zu sein als die „Japaner“. Gleichzeitig verfügen sie angeblich über größere, rundere Augen und eine stärkere Körperbehaarung (Rabson 2012: 191). Koreaner hätten wohl enger stehende Augen und prominentere Wangenknochen. Außerdem sollen sie über eine schlankere Figur und höheren Wuchs verfügen (Rabson 2012: 223). Tatsächlich finden sich keines dieser Charakteristika exklusiv bei einer der beiden durch japanischen Rassismus konstruierten Ethnien, sondern auch bei „ethnischen“ Bewohnern der japanischen Inseln. Im Laufe der Boomphasen unterliefen einige dieser ehemals typisch negativen Eigenschaften gar einem radikalen Wandel ihres sozialen Wertes (Rabson 2012: 198 ff.). Daraufhin entwickelten sie sich von Warnsignalen zu erwünschten, beneidenswerten oder luxuriösen Attributen – wie etwa große, europäisch wirkende Augen, für die Frauen im gesamtasiatischen Raum heutzutage vor den Schönheitskliniken Schlange stehen.

9.1.2 Diskriminierung auf dem japanischen Festland

Die Schizophrenie der Politik der räumlichen Integration einhergehend mit einem geistigen Auf-Abstand-Halten, die von Tōkyō aus auf die Präfektur Okinawa angewandt wurde, hinterließ auch im Denken der Festlandbevölkerung Spuren. Seit jeher litten Okinawaner unter diskriminierendem Verhalten durch die Festlandjapaner. Unmittelbar betroffen waren hiervon natürlich nicht die Bewohner der räumlich isolierten Inselpräfektur Okinawa, wo sie bis heute die Mehrheit stellen. Die okinawanischen Arbeitseinwanderer auf dem Festland waren es, die den Aversionen der restlichen Bevölkerung ausgesetzt waren.

Gerade in der Anfangszeit der Zuwanderung spielten abseits konstruierter Eigenheiten tatsächliche kulturelle Differenzen eine erschwerende Rolle. Vor allem okinawanische Namen wurden als seltsam aufgefasst und schnell mit einem niederen Intellekt assoziiert. Im Falle okinawanischer Frauen diente ihre auffällige Tracht als Mittel zur Identifikation. In Phasen hoher Migration stellte mangelnde Sprachfähigkeit im Arbeitsumfeld noch ein Problem dar, das – zumindest was die Fabrikarbeit anging – nach der Einlernphase an Bedeutung verlor. Neben dem Stereotyp vom einfältigen Fabrikarbeiter (Rabson 2012: 69) bildeten Sprechweise und Dialekt der Okinawaner häufig auch dann noch den Mittelpunkt der Diskriminierung im sozialen Bereich, wenn sie der japanischen Sprache mächtig waren. In den 1930er-Jahren hätte ein starker Akzent einer der ländlicheren Gegenden der Hauptinseln Japans in der Großstadt höchstens dafür gesorgt, dass man belächelt und für einfältig gehalten wurde. Meinte man beim Sprecher jedoch einen okinawanischen Klang ausmachen zu können, erreichten die Mutmaßungen eine völlig andere Qualität. Neben der Konstruktion des Archetypen vom rückständigen und einfältigen Inselbewohner ging damit fast immer auch eine Infragestellung seiner grundlegenden Integrität als Japaner einher⁶⁴ (Smits 2006: 236). Auch offizielle Stellen führten die angebliche „Unfähigkeit, sich verständlich zu machen“ als wichtigsten Grund an, wenn es darum ging, die relative Armut der Festland-Okinawaner zu erklären. Die tatsächliche Ursache hierfür war eine Kombination aus niedrigen Löhnen und die Ansiedlung in von Armut geplagten Gebieten, was sich auch negativ auf das Bildungsangebot auswirkte. Tatsächlich versuchte man unter oben genanntem Vorwand die Ryūkyū-Sprache regelrecht auszurotten und den Okinawanern somit jenen eigenen kulturellen Rückhalt zu nehmen, der ihnen von den Satsuma vor der Jahrhundertwende noch beinahe medizinisch verordnet worden war (Smits 2006: 237). Obwohl okinawanische Kriegsflüchtlinge generell freundlich von der Bevölkerung der jeweiligen unterbringenden Provinz aufgenommen wurden, wurde ihnen weiterhin misstraut (Rabson 2012: 138). Nach Kriegsende wurde rasch bekannt, dass die

⁶⁴ Scheinbar stellte man die „okinawanischen Ethnie“ bereits hier dem mythischen Konstrukt von der Homogenität der japanischen Gesellschaft gegenüber.

Bevölkerung Okinawas nicht wie bisher angenommen gänzlich ausgelöscht worden war. Somit waren sie nicht den „ehrenhaften Tod“ im Angesicht des Feindes gestorben, den die japanische Propaganda von ihnen erwartet hatte. Deshalb kam es gegenüber den evakuierten Okinawanern zu Vorwürfen der Spionage für die Alliierten. Mit zunehmender Häufigkeit wurden ihnen durch „ethnische Japaner“ Rationen und Unterbringung verweigert.

Die umfassende politische Inbesitznahme Okinawas durch die USA fachte einen weiteren, seit Beginn der gegenseitigen Beziehungen zwischen Japan und Okinawa schwelenden Missstand erneut an: Die politische Abtrennung Okinawas vom Rest Japans errichtete eine innere Grenze zwischen Japanern und Okinawanern. Schnell waren sie ausgeschlossen aus der mit Ende des japanischen Kolonialismus immer enger werdenden „imagined community“ der Japaner (Rabson 2012: 145). Aus dem weiteren Verlauf der Nachkriegszeit sind zahlreiche Berichte über anti-okinawanische Diskriminierung übermittelt. Die meisten Zwischenfälle ereigneten sich naturgemäß in der Kansai-Region um Ōsaka, der Region mit der größten Siedlungsdichte okinawanisch-stämmiger Bürger. Bereits 1946 kam es zwischen Okinawanern und dem amerikanischen Militär beinahe zu gewaltsamen Ausschreitungen in einem Außenbezirk Amagasaki (Rabson 2012: 151). Ursächlich war die nachhaltige, fälschliche Bezeichnung einiger okinawanischer Familien (die Fleischhandel auf dem Schwarzmarkt betrieben) als Viehdiebe. Ansässige Japaner gingen mit ihren Behauptungen so weit, dass die Gegend im Volksmund den Namen „*okinawa dorōbo buraku*“ (etwa: okinawanisches Diebes-Ghetto) erhielt. Das okinawanische Viertel wurde schnell von anderen Anwohnern umstellt, bis Polizei und Feuerwehr zur Erstürmung und Verhaftung der vermeintlich Beteiligten herbeigeeilt waren. Die Leiche eines der Verhafteten wurde Tage später seiner Familie übergeben, allem Anschein nach wurde er durch die Polizei zu Tode gefoltert. Der große okinawanische Andrang zu seiner Trauerfeier wandelte sich rasch in eine Prozession zur örtlichen Polizeiwache, die panisch das amerikanische Militär zur Hilfe rief. Letztlich löste sich die Belagerung durch die Okinawaner jedoch friedlich auf (Rabson 2012: 152). In der Folgezeit nahm die Diskriminierung jedoch eher „typischen“ Charakter an und vollzog sich im sozialen und wirtschaftlichen Raum.

Obwohl die Rückgabe Okinawas⁶⁵ durch die USA an Japan in der japanischen Zivilbevölkerung breiten Rückhalt fand, sahen sich Okinawaner bis zum Zeitpunkt des anschließenden Okinawa-Booms nach wie vor Fehlannahmen und Benachteiligungen

⁶⁵ Wie bereits 1951, als man Okinawa opferte, um die militärische Präsenz der USA auf dem japanischen Festland einzudämmen, traf man auch beim Beschluss der Rückgabe-Einigung 1969 für Okinawa nachteilige Entscheidungen. Entgegen offizieller Versprechungen sind vor Ort weiterhin Atomwaffen stationiert und eine Eindämmung der militärischen US-Präsenz war und scheint ausgeschlossen. Aufgrund dessen sind die Vereinbarungen von 1969 unter Okinawanern auch als „prejudiced agreement“ bekannt (Rabson 2012: 188).

ausgesetzt. Aufgrund der insgesamt immerhin 27 Jahre währenden amerikanischen Besatzung Okinawas und der hiermit einhergehenden schweren Zugänglichkeit waren die wenigen bekannten Tatsachen über Okinawa in Vergessenheit geraten. Innerhalb der japanischen Bevölkerung herrschte somit bis zum Ausbruch des Okinawa-Booms wenig Gewissheit und viel Raum für Mutmaßungen. Auch Schulen und populäre Medien des Festlandes mieden okinawa-spezifische Themen bis 1955 gänzlich (Rabson 2012: 188).

Nach der Rückgabe Okinawas wurden in Gruppen angeheuerte okinawanische Arbeiter weiterhin unter Vorspiegelung falscher Tatsachen zur billigen Arbeit aufs Festland gelockt. Am Arbeitsplatz angekommen fanden sie Umstände vor, die wesentlich hinter den Ankündigungen durch die Anwerber auf Okinawa zurückblieben. Einmal dorthin verbracht, saßen die Arbeiter häufig in der Falle: Sie konnten nicht kündigen, da sie die vom Arbeitgeber zur Verfügung gestellten Wohnheime hätten verlassen müssen, sich aber weder eine andere Unterkunft noch die Heimreise leisten konnten. Obwohl Okinawa eine doppelt so hohe Arbeitslosenrate wie das restliche Japan aufweist, machen junge Arbeitsuchende auch heute noch häufig kehrt, wenn sie mit den Arbeitsbedingungen auf dem Festland konfrontiert werden (Rabson 2012: 203).

9.2 Diskriminierung der koreanischen Oldcomer

Mit der ersten Zunahme des Arbeiterstroms von Korea nach Japan nahm auch die wirtschaftliche Konkurrenz zwischen koreanischen und unqualifizierten japanischen Arbeitern zu. Unter anderem aufgrund mangelnder Japanischkenntnisse waren die koreanischen Zuwanderer an Fabrik- und Bergarbeit gebunden. Dort drückten sie durch ihr zahlreiches Auftreten und die nachteiligen Konditionen, zu denen sie beschäftigt wurden, das Lohnniveau (Weiner 2006: 316). Konkurrenzangst und Abneigung durch die Japaner nahmen einhergehend mit der Zahl der Koreaner im Land weiter zu (Lee, De Vos 1981: 36 f.). Auch im Bewusstsein der urbanen Gesellschaft hatte die mengenmäßig bedingt hohe Sichtbarkeit koreanischer Arbeiter einen negativen Effekt. Die extrem ärmlichen Verhältnisse, in denen sie lebten, bestätigten das japanische Bild vom Einwanderer als Eindringling und Kriminellen. Vor allem den ideologisch gedrillten Japanern der Kriegs- und Nachkriegszeit stieß dies sauer auf. Auch seitens der japanischen Regierung breitete sich mit den ansteigenden Zuwanderungszahlen eine zunehmende Unsicherheit betreffend der eigenen Fähigkeit zur Kontrolle der koreanischen Masse aus. Eine strenge Überwachung durch die staatliche *Kyōwakai*⁶⁶ und die Ausweisung besonders ungehorsamer koreanischer Subjekte war die Folge

⁶⁶ Eine propagandistisch tätige Organisation zur Förderung der Assimilierung kolonialer Subjekte in die „Familie“ des imperialen Japan. Während des Pazifikkrieges war sie vornehmlich für die Anwerbung koreanischer Arbeiter zum Einsatz in Japan verantwortlich. Offiziell als Wohlfahrtsorganisation gehandelt, diente sie auch innerhalb Japans der strengen und umfassenden Kontrolle aller ins Land geholten Arbeitskräfte (Weiner 2014: 163 f.).

(Lee, De Vos 1981: 54). Weiterhin schürte man in der Bevölkerung unter Einsatz der Massenmedien die Angst vor der vermeintlichen Hinterlist der zu großen Teilen unterdrückten Koreaner, die ihrerseits aufgrund ihrer häufig stark antijapanischen Haltung gerade gegen Kriegsende zu Ungehorsam und Aufständen neigten (Lee, De Vos 1981: 55). Um diesen Tendenzen beizukommen, wurde die Kyōwakai aufgelöst und durch eine deutlich budgetstärkere Wohlfahrtsorganisation ersetzt. Koreanern unter japanischer Herrschaft wurden erstmals Wahlrechte eingeräumt. Weiterhin gab es Zugeständnisse in Form ausgeweiteter Reisefreiheit. Gesetze gegen eine Lohndiskriminierung koreanischer Arbeiter wurden ebenfalls erlassen. Die schiere Fülle und der Umfang der Maßnahmen kurz vor Japans Kriegsniederlage lassen erahnen, wie groß die Furcht auf Regierungsebene vor einem eventuellen „gesamtkoreanischen“ Aufstand war. Weitere Kabinettsbeschlüsse, die aufgrund der Niederlage jedoch niemals umgesetzt wurden, betrafen eine Verlagerung des permanenten Wohnsitzes von Korea nach Japan und den Einzug koreanischer Abgeordneter in die imperiale Regierung.

Das düsterste Kapitel anti-koreanischer Agenda und gleichzeitig einen Modus gängiger Instrumentalisierung von Minderheiten stellt die Folgezeit des großen Kantō-Erdbebens von 1923 dar. Dem Beben, das über 140.000 Menschenleben forderte, wohnte eine derartige Heftigkeit inne, dass Yokohama in seiner Gänze und Tōkyō zu gut 80% durch Erschütterungen und Brände zerstört wurden (Lee, De Vos 1981: 22). Bereits am Folgetag machten unterschiedlichste durch Angehörige des politisch rechten Flügels in Umlauf gebrachte anti-koreanische Gerüchte die Runde. So sollten die Koreaner die Gunst der Stunde genutzt haben, um Brände zu legen, gezielt japanische Staatsangehörige zu vergewaltigen und zu töten oder Brunnen zu vergiften, um den Überlebenden zu schaden. Darüber hinaus seien großangelegte gewalttätige Proteste durch die Koreaner in Planung. Schnell verbreiteten sich diese haltlosen Anschuldigungen innerhalb der verängstigten Bevölkerung des Krisengebiets und fanden alsbald ihren Weg in die Schlagzeilen der Tageszeitungen. Die japanische Regierung verhängte in der Folge das Kriegsrecht über die Region und ließ zunächst 70.000, später mehr, Soldaten ins Krisengebiet einmarschieren, um der vermeintlichen Rebellion entgegenzutreten. Allorts wurden Kontrollpunkte errichtet, während sich zahllose Bürgerwehren formiert hatten. Zu diesem Zeitpunkt war in den Zeitungen bereits die Rede von einer durch die Obrigkeit angeordneten Jagd auf „Koreaner und Sozialisten“. In dieser Bezeichnung findet sich ein Anhaltspunkt auf die Motivation der japanischen Regierung, welche die kursierenden anti-koreanischen Gerüchte durch den Truppeneinmarsch quasi legitimierte. Die koreanisch-nationalistische, 1919 im besetzten Korea kurzzeitig erstarkte und schließlich niedergeschlagene Bewegung des Ersten März hatte in japanischen Regierungskreisen für nachhaltige Verunsicherung gesorgt. Angetrieben von marxistischen Ideen richtete sie sich gegen die japanische Besatzung Koreas. So stellte sie die notwendige Verbindung her: Schon länger beobachteten die

japanische Regierung und die Militärführung mit Beunruhigung, wie in Folge der Russischen Revolution der Kommunismus auch unter japanischen Arbeitern und Studenten zunehmend Fuß fasste (Lee, De Vos 1981: 23). Die Anspannung wuchs, und 1923 wurden schließlich die ersten Anführer kommunistischer Gruppen in Japan – unter denen sich koreanische Intellektuelle großer Beliebtheit erfreuten – verhaftet. Die japanische Regierung wartete nur auf einen Vorwand, um in großem Umfang gegen die vermeintliche Bedrohung von Links vorgehen zu können. Als das Beben geschah und erste anti-koreanische Sentiments an die Oberfläche traten, ließen Regierung und Militär sich demzufolge nicht lange bitten: Schnell wurden Truppen entsandt, die Gerüchte somit auch der japanischen Bevölkerung gegenüber als wahrheitsgemäß dargestellt. Die koreanischen Arbeiter und Studenten im Krisengebiet wurden zum Sündenbock für die antikommunistische Kampagne der japanischen Regierung (Lee, De Vos 1981: 25).

Während der überkochende Zorn der hysterischen Bevölkerung sich vornehmlich auf Koreaner entlud, gingen Polizei und Armee auch gegen vermeintliche Sozialisten vor. In der Folgeweche des Erdbebens entspann sich eine regelrechte Hetzjagd auf Koreaner, bei der die eigene Sprache zum ausschlaggebenden Indiz über Leben und Tod wurde. Die Opferzahlen allein im Kantō-Gebiet variieren je nach Quelle zwischen 367 (Angabe der japanischen Polizei) und 6.661 (Angabe von Journalisten) Personen, die auf teilweise äußerst brutale Weise zu Tode gekommen sein sollen (Lee, De Vos 1981: 25 ff.). Es steht jedoch fest, dass die koreanische Minderheit in Japan zu diesem Zeitpunkt unter Inkaufnahme ihrer gezielten Ermordung aus politischem Kalkül heraus durch die japanische Regierung instrumentalisiert wurde, um sich die Ängste der Bevölkerung zu Nutze zu machen. Nach landesweitem Bekanntwerden der Ereignisse beweist nicht zuletzt das Ausbleiben größerer Proteste seitens der japanischen Bevölkerung, dass ein antikoreanisches Sentiment nicht nur in Kreisen des Establishments präsent war. Im Gegenteil entwickelte sich die „Koreanerjagd“ (Vergleichbar mit „Wer hat Angst vorm Schwarzen Mann“) in der Folgezeit zu einem beliebten Spiel unter japanischen Kindern (Weiner 2006: 320). Im globalen Kontext stehen sie so – wenn schon nicht quantitativ, dann qualitativ – in trauriger Tradition mit den Hugenotten, den Juden Osteuropas, den deutschen Juden vor und während der Herrschaft der Nationalsozialisten oder gar den vermeintlichen Hexen von Salem. Heutzutage bildet auch die japanische Obrigkeit keine Ausnahme darin, derlei Geschehnisse am liebsten vergessen zu machen, wenn man sie schon nicht ungeschehen machen kann. So weiß wohl kaum ein junger Japaner um dieses und andere traurige Kapitel neuerer japanischer Geschichte, ebenso wie junge Amerikaner sich des zeitlichen Ausmaßes der Lynchmorde an Afroamerikanern bis 1940 selten bewusst sind. Für die Opfer wird eine derartige Eskalation rassistischer Vorbehalte jedoch unweigerlich zum Teil der eigenen Identität und Geschichte. Und auch auf Seiten der Koreaner im Nachkriegs-Japan bedeutete dies einen entscheidenden Zuwachs an Misstrauen gegenüber Bevölkerung und Regierung des Landes, in dem sie lebten und

arbeiteten. Folgt man literarischen Aufarbeitungen der Geschehnisse, nimmt das Massaker für die eigene Identität der Koreaner in Japan einen ähnlichen Stellenwert ein wie die Sklaverei für die Afroamerikaner und der Holocaust für Juden in aller Welt (Lee, De Vos 1981: 21 ff.; Lie 2012: 5 f.).

Die koreanischen Oldcomer hatten auch in der Periode zwischen 1955 und 1985 besonders unter Diskriminierung zu leiden. Der Kalte Krieg dominierte die Ansichten der konservativen japanischen Führungsebene und machte aus ihrer Sicht die Propaganda vom „monoethnischen Japan“⁶⁷ der Nachkriegszeit zur Stärkung der Bindung zwischen Regierendem und Regierten unabdinglich (Lie 2008: xiii). Oder auch nach Ernest Gellners Definition des modernen Nationalismus „as a theory of political legitimacy, which requires that ethnic boundaries should not cut across political ones, and, in particular, that ethnic boundaries [...] should not separate the power-holders from the rest“ (zitiert nach Gellner 1983: 1).

9.3 „No Koreans or Ryūkyūans need apply“⁶⁸

Diskriminierung von Minderheiten jedweder Natur im privaten als auch beruflichen Umfeld ist traurige, weltweite Realität. Bedenkt man mögliche Auswege aus einer derartigen Misere, tut eine Praxis sich im Hinblick auf die koreanisch- und okinawanisch-stämmigen Bewohner Japans besonders hervor: das sogenannte Passing. Als solches wird die von ethnischen Minderheiten weltweit praktizierte Methode des bewussten „Durchgehens“ als Teil der Mehrheitsbevölkerung im Sinne der eigenen Herkunft bezeichnet. Von der Minderheit der Burakumin wird es in Japan bis heute großflächig praktiziert, da sie ausschließlich anhand des Familienregisters einwandfrei von „normalen“ Japanern zu unterscheiden sind (Rabson 2012: 160). Auch im konkreten Falle der okinawanischen und koreanischen Minderheiten bedeutet dies ein chamäleonhaftes Angleichen aus Furcht vor dem Ausschluss der eigenen Person durch die japanische Mehrheitsbevölkerung. Um dies erfolgreich umsetzen zu können, müssen zwei konkrete Voraussetzungen erfüllt werden:

1. Ein hohes Maß an Gleichheit äußerer Merkmale zur Mehrheit, so z.B. Wuchs, Haar- und Hautfarbe oder der Grad an Körperbehaarung. Im Falle der Okinawaner und Koreaner ist dies, wie bereits erwähnt, beinahe uneingeschränkt der Fall.

⁶⁷ Ein Propagandaprodukt der Zeit nach Ende des Zweiten Weltkrieges, als mit Beendigung des japanischen Kolonialismus auch ein Gefügigmachen der ehemaligen kolonialen Subjekte nicht länger nötig war. Allerspätestens seit der Einverleibung Hokkaidos und der Ryūkyū-Inselkette 1870 durch Japan und dem folgenden Arbeitskräftezustrom ins „Kernland“ kann in Japans Falle nicht mehr von einer monoethnischen Nation gesprochen werden. Erste Ansätze einer Ausformung moderner nationaler Identität in Japan fallen jedoch in dieselbe Epoche (Lie 2008: 3).

⁶⁸ Häufiger Aushang an Fabriken und Mietshäusern in Japan vor und während des Zweiten Weltkrieges (Rabson 2012: 140).

2. Ein hohes Maß an Vertrautheit mit Sprache und Sitten der Mehrheit. Besonders problematisch ist das für die erste Generation koreanischer (Sprache, Sitten) und okinawanischer (Sitten) Oldcomer in Japan. Spätere, in Japan geborene und sozialisierte Generationen erfüllen diese Voraussetzung naturgemäß uneingeschränkt.

Vor allem zu Zeiten rund um den Zweiten Weltkrieg herum war das Passing in allen drei Fällen (Burakumin, Okinawaner, Koreaner) essentiell für ihr Überleben. Nicht etwa, weil ihnen außerordentliche körperliche Gefahr gedroht hätte, sondern weil ihnen lange Zeit (im Falle der Okinawaner und Koreaner teilweise bis in die 1990er-Jahre, im Falle der Burakumin sogar bis heute [Lie 2008: 225, Rabson 2012: 225]) zwei wichtige Lebensgrundlagen oftmals beinahe systematisch verweigert wurden: Wohnung und Anstellung. Die ersten (vor allem) koreanischen Newcomer hatten erneut mit Sprache und Kultur zu kämpfen. Jedoch hatten sie angesichts des umfangreichen Ausländerstroms nach Japan kaum ein Interesse am Passing. Die Identitätsprobleme der koreanischen *zainichi*-Bevölkerung haben nichts mit ihnen zu tun.

Besonders in den Jahren zwischen 1920 und 1940 hatte das Passing Hochkonjunktur. Von vielen Orten und Stellen ausgeschlossen musste man häufig als „ethnischer Japaner“ durchgehen, wenn man Wohnung und Arbeit suchte. Zu diesem Zwecke legten viele Okinawaner ihre okinawanischen Namen ab und vermieden es, an offizieller Stelle mit einer okinawanischen Adresse gemeldet zu sein (Rabson 2012: 161). In extremen Fällen ging dieses Verstecken der eigenen Herkunft bis in den privaten Bereich, und nicht einmal der eigene Ehepartner wusste um die wahre Herkunft des Betroffenen (Rabson 2012: 73). In Sachen Wohnraum war es auf Grund rassistischer Stereotypen besonders in den 1920er- und 30er-Jahren gängige Praxis, nicht an Okinawaner zu vermieten (Rabson 2012: 202).

9.4 Situation innerhalb der koreanischen Gemeinde

Nicht nur die Positionen zur koreanisch-japanischen Mischehe bieten viel Raum für Meinungsverschiedenheiten. Weiterführend entsteht für Kinder, die aus solchen Ehen hervorgegangen, sind ein Zwang zur Identitätsfindung. Die japanische Gesetzeslage sieht vor, dass Kinder aus Mischehen sich spätestens zum 22. Lebensjahr für eine der beiden Staatsbürgerschaften entscheiden müssen (Merviö 2004: 147). Es liegt nahe, die koreanische Staatsbürgerschaft abzulegen, da die Betroffenen sich sonst plötzlich allerlei diskriminierenden Gesetzen und Alltagspraktiken ausgesetzt sähen, vor denen sie bisher geschützt waren. Auch die Frage nach dem eigenen Namen bedarf einer Entscheidung. Circa 90% aller koreanisch-stämmigen Japaner nutzen im sozialen Umfeld einen japanischen Namen (Merviö 2004: 147). Dieses Verstecken der eigenen Herkunft erzeugt einen konstanten Druck auf das Individuum. Darüber hinaus erschwert es den Kontakt zu

und die Solidarisierung mit anderen Koreanisch-stämmigen. Womöglich begegnen sich auf diese Weise nicht selten zwei Japaner koreanischen Hintergrunds, die sich gegenseitig ihre Herkunft verheimlichen. Evidente Vorteile bringt die Verheimlichung hingegen auf dem Heiratsmarkt, wo lange Zeit nur schwer passende Partner außerhalb der koreanischen Gemeinde zu finden waren. Die konstant steigende Zahl der Mischehen legt jedoch eine wachsende Akzeptanz für koreanisch-stämmige Individuen nahe.

9.5 Assimilierung

In der kolonialzeitlichen Betrachtungsweise der koreanischen und okinawanischen „Ethnien“ gab es einen grundlegenden Unterschied. Dieser war womöglich auch ausschlaggebend für das Potential und die Bereitschaft zur Diskriminierung über die folgenden Dekaden. Im japanischen Verständnis der kolonialen „Familie“ – viele bewusst von der „japanischen Ethnie“ abgegrenzte konstruierte Ethnien unter japanisch-kolonialherrschaftlichem Dach – wurde den Bewohnern Okinawas eine höhere Ähnlichkeit zu den Japanern beigemessen als den Koreanern (Christy 2006: 74). Dies stellte sie auf der kolonialen Leiter (mit Japan an der Spitze) zumindest theoretisch auf eine höhere Sprosse⁶⁹.

Von den 1950er-Jahren an und bis in die frühen 80er hinein zielten die Maßnahmen der japanischen Regierung zum Umgang mit ausländischen Staatsangehörigen vornehmlich auf die koreanische Gemeinde ab (Merviö 2004: 45). Seit jeher strebte man zwei sich widersprechende Ziele an: Einerseits völlige Assimilation, zugleich jedoch auch größtmögliche Kontrolle über die entsprechende Gruppe. Die mit der Naturalisierung der eigenen Person einhergehenden Bürgerrechte hätten der Staatsmacht jedoch ein hohes Maß an Kontrolle entzogen. Ein Großteil der nicht naturalisierten Angehörigen der modernen koreanischen Minderheit Japans wurde in Japan geboren, aufgezogen und kulturell geprägt. Einzig ihre koreanische Staatsbürgerschaft trennt sie davon, auch auf dem Papier Japaner zu sein.

Auf Grund der beschriebenen Zustände und Entwicklungen liegt der Schluss nahe, dass die japanische Regierungen (nicht nur) der jüngeren Vergangenheit vor allem den in Japan weilenden koreanischen Oldcomern oftmals mit einer abtuenden Haltung gegenüber ihrer bloßen Existenz, ihrer Rechte oder geradewegs feindselig entgegengetreten ist. Die hierdurch geschaffene soziale sowie wirtschaftliche Unsicherheit und Angst trug ausschlaggebend zur Bildung einer zähen und widerspenstigen koreanischen Geisteshaltung gegenüber der „rassistischen japanischen Gesellschaft“ bei (Lie 2008: 4). Diese wurde, in ihrer Intensität eventuell abnehmend,

⁶⁹ Wenngleich bereits beschriebene Ereignisse wie die Präsentation der „ethnischen Vielfalt“ des japanischen Kolonialreichs dieser Überordnung widersprechen.

durch Berichte, vermittelte Grundhaltungen oder eigene Erfahrungen auch in die Folgegenerationen hinein weitergegeben.

9.6 Mögliche Ursachen der Diskriminierung im japanischen Selbstverständnis

Was bis jetzt beleuchtet wurde, sind die Formen, die die Diskriminierung in Bezug auf die beiden zu untersuchenden Minderheiten annimmt. Folgt man diesen „Blüten“ der Ungleichheit jedoch dem Stiel entlang nach unten, so zeigt sich, wie tief ihre Wurzeln wirklich greifen.

Möchte man mehr erfahren über die populären Denkweisen einer durch das Konstrukt der Nation aneinander gebundenen Gruppe von Menschen, so kommt man letztlich nicht umhin, auch ihr Heimatland und seine Geschichte näher zu betrachten. Versucht man nun anhand eines ersten vorsichtigen Rückgriffs einen Zeitpunkt festzumachen, von dem aus man sich zu den Fundamenten der modernen Industrienation Japan, wie wir sie heute kennen, zurückarbeiten kann, so lautet die Antwort hierauf wohl: das Ende des Kalten Krieges. Die bis dato letzte Neuordnung der modernen Welt. Das Zusammenbrechen der vor dem Hintergrund eines möglichen Atomkrieges alles dominierenden, bipolaren Weltordnung zwischen Kommunismus und Anti-Kommunismus schuf eine neue Notwendigkeit komplexer nationaler Identitäten abseits von Schwarz oder Weiß. Wer man selbst war, wie die Welt einen sehen sollte und wer die Anderen waren, all dies musste neu definiert werden. Jegliche nationale Identität ist jedoch ausnahmslos und nicht weniger imaginär als das Konzept des Nationalstaates an sich (Komai 2001: 4). Die Suche nach ihrer „wahren“ Form provoziert unweigerlich die Wiederbelebung rückständiger Kriterien wie Rasse/Ethnie und die Re-Installation einer kulturellen Ordnung, in der das Reine und Holistische dem Komplexen und Realen übergeordnet ist (McCormack 2001: 265). Auf dieser Grundlage kam es auch in Japan zur regen Entwicklung einer allgegenwärtigen Identitätspolitik bis in die Bereiche Ethnizität, Sprache und Religion hinein. Vorgänge, wie man sie in erster Linie aus Europa, dem Mittleren Osten und Lateinamerika kennt. Warum war gerade Japan so empfänglich hierfür? McCormack meint, drei Hauptgründe hierfür ausmachen zu können: Erstens die Rolle Japans im Kalten Krieg als Ziehkind der USA in erster Frontlinie zu Russland. Zweitens die Tatsache, dass viele tiefgreifende historische Fragen offen waren. Und drittens die Erfüllung der drei großen Ziele des modernen japanischen Staates (Reichtum, Macht, Statusgleichheit mit dem Westen), welche Japan durch ihr Erreichen im wahrsten Sinne ziellos zurückließen. Man stellte sich selbst die grundlegende Frage:

Quo vadis, Japan?

Gleichzeitig bot Japans Aufstieg zur globalen Wirtschaftsmacht Nährstoff für eine Diskussion um die „wahre Essenz des Japanischseins“⁷⁰, die diese Leistung erst möglich gemacht haben soll. Weiterhin auch für die Diskussion nach der Vereinbarkeit der Japaneseness mit einer modernen Zivilgesellschaft. Als Maßstab hierfür galt wie so oft die westliche Welt, welche von Japan ironischerweise durch das staubige Okular des Orientalismus betrachtet wurde.

Was folgte, war ein Beispiel für die japanische Variante der Reformation: Anstatt bestehende Strukturen weiterzuentwickeln, legte man überwunden geglaubte Konstrukte, die sich in der Vergangenheit vermeintlich bewährt hatten, neu auf (McCormack 2001: 266). Die Folge war eine neuerliche Mystifizierung der Japaneseness, laut der das japanische Volk als vorherbestimmt, monokulturell und blutgebunden definiert wurde – Gedankengut, das sich im Verlauf der japanischen Staatsbildung im späten 19. Jahrhundert durch extensive Propaganda bereits tief in die Volksseele eingegraben hatte und zwischenzeitlich ruhen gelassen, aber nie negiert wurde (McCormack 2001: 266). Dieses neuerliche Erwachen „wahrhafter Völkischkeit“, wie man sie in der nunmehr modernen Welt eigentlich für abgeschafft hielt, sorgte für eine breiter werdende Kluft zwischen Japan und der restlichen Welt der 80er- und 90er-Jahre. Erneut verneinte man die Realität eines frühhistorischen Japan als Komplex aus Handel treibenden, konkurrierenden und kommunizierenden Gemeinschaften, die sich letztlich nach einigem Konflikt zusammengefunden hatten. Der stattdessen vorgebrachte Anspruch auf urzeitliche Vorbestimmtheit vergrößerte auch die geistige Distanz zu den asiatischen Nachbarstaaten und konstruierte eine klare, innere Hierarchie (McCormack 2001: 266). Anstatt den Mythos der Japaneseness im Diskurs zu dekonstruieren, grub man sie noch tiefer ein in die imaginäre japanische Volksseele. McCormack argumentiert deshalb, die japanische Geschichtsauffassung der 1990er-Jahre sei ebenso politisch gefärbt und strittig wie die der 1930er-Jahre. Wie man sieht, fallen beide Minderheiten-Entstehungsperioden, sowohl die der Oldcomer als auch die der Newcomer, in brisante Phasen der Konstruktion japanischer Identität. Zumindest teilweise lassen sich hieraus die Grundlagen ihres wackeligen Standes wider der „japanischen Ethnie“ in der japanischen Gesellschaft der jeweiligen Periode ableiten.

Begibt man sich auf der Suche nach dem Ursprung des Japaneseness-Gedanken auf dem Zeitstrahl weiter zurück, so gibt es keinen Weg vorbei an der Entstehungs- und Blütezeit der Bewegung der *kokugaku* aus dem 17. und 18. Jahrhundert (McCormack 2001: 268). Im Herder-gleichen Kampf wider der Überfremdung sprach sie sich gegen die übermächtigen chinesischen Einflüsse in Sprache, Kultur und Glauben jener Zeit aus. Ihre Bemühungen leisteten den entscheidenden Beitrag zur Bedeckung Japans mit einem dicht gewobenen Netz der Japaneseness und verschafften ihr einen

⁷⁰ Im Folgenden mit dem englischen Begriff der „Japaneseness“ beschrieben.

festen Platz in der Populärkultur jener Zeit. Die Anhänger der *kokugaku* predigten das zentrale Konzept vom reinen, homogenen Volk, das Reis anbaut und verspeist, in seiner Form vorgegeben von der ersten Sekunde an. Wer seine wahre Essenz in all ihrer Reinheit sucht, müsse nur aufblicken zum Tennō. Außerdem kanonisierten sie systematisch die ältesten Legitimationsmythen und installierten das Konstrukt des göttlichen Zeitalters Japans, in dem noch direkte Kommunikation zwischen den Göttern und dem Tennō – dessen Blutlinie eine Verbindung in mythische Zeiten darstellte – herrschte (McCormack 2001: 268). Aufgegriffen und instrumentalisiert wurden diese Ansichten abermals von der japanischen Führung zu Zeiten des Expansionismus im frühen 20. Jahrhundert und vor allem von der Militärführung zu Zeiten des Zweiten Weltkrieges. Man propagierte, jedes Mitglied der imperialen Familie und jeder wahre Japaner trüge Teile der Tennō-Essenz in sich. Dies führte unweigerlich zu einem starken Gefühl der schicksalhaften Verbundenheit, das bis heute noch seine Auswirkungen zeigt.

Mit den gleichen Mitteln, mit denen sich Japan einst auf Augenhöhe mit den mächtigsten Nationen der Welt hievte, stellte es auch die gläserne Wand der Isolation auf, gegen die es noch heute im Zuge des Strebens nach „Internationalisierung“ verzweifelt anrennt, ohne so recht zu wissen, was das Vorankommen behindern mag.

Um Ruhe zu finden und die japanische Isolation aufzulösen, sei es laut McCormack nötig, jene Werte und Ideen abzustoßen, die unmittelbar mit dem rasanten Aufstieg Japans zur Wirtschaftsmacht zusammenhängen. Man müsse sich lösen von der „notion of Japan as a special land, directly founded by the gods, superior to its neighbours“ (zitiert nach McCormack 2001: 267). Als Kern dieses Systems, dem *nihonjinron*⁷¹, ist der Tennō selbst als Japans größte und unauflösliche Blockade zu identifizieren. Zwar schuf die Einigung des japanischen Volkes unter seiner strahlenden Gestalt die notwendige Solidarität und das Gefühl der Mitgliedschaft, die Japan sowohl die erstaunliche Volksmobilisierung zu Kriegszeiten als auch den beinahe unheimlich rasanten Aufstieg zur Industrienation ermöglichten. Gleichzeitig war es jedoch auch dasselbe zweischneidige Prinzip der „Abgeschlossenheit“, der Einzigartigkeits- und Überlegenheitskomplex der Japaner, der es dem Rest der Welt schwer macht, Japan zu akzeptieren (McCormack 2001: 267).

10 Kulturelle Boomphasen

Eine multikulturelle Dimension der japanischen Gesellschaft wurde in den strukturellen und ideologischen Phasen, die Japan im 20. Jahrhundert durchlief (vorbereitende Imperial-/Vorkriegszeit, ultranationale Kriegszeit, Nachkriegs-Neuorientierung), von der

⁷¹ 日本人論.

politischen Führung lange Zeit als negativ angesehen, da sie dem ideologischen Konzept von der Reinheit des japanischen Volkes widersprach. Zur Festigung des Gefüges der „imperialen Familie“ instrumentalisierte man jedoch die Idee vom „Japan der vielen Ethnien“, da man sich so einen erhöhten Grad an Gehorsam von den imperialen Subjekten Japans versprach. Die Zeit nach Japans Niederlage im Zweiten Weltkrieg und der hiermit einhergehende Verlust territorialer Ansprüche machte die propagandistische Inszenierung von ebendiesem „Japan der vielen Ethnien“ allerdings überflüssig. Eine Ideologie der Monoethnizität trat in den Nachkriegs- und 60er-Jahren an ihre Stelle (Lie 2006: 160). Allgemein gilt jedoch: Wer die Domäne einer anderen Kultur „betritt“, der übergibt ihr unweigerlich das Souvenir der eigenen kulturellen Prägung. Und so ließen auch die Vertreter anderer Nationen, die man sich vor allem als Arbeiter und Prostituierte „ins Haus geholt“ hatte, ihr kulturelles Schuhwerk nicht beim Eintreten an der japanischen Türschwelle zurück. So bildet(e) auch die Bevölkerung Japans unter der Oberfläche keine Ausnahme in der weltweiten Hybridität der Nationen. Die Propaganda von der ursprünglichen kulturellen Reinheit Japans wurde zum literarischen Genre. Wie diese wahrgenommen, verarbeitet und darauf reagiert wird, obliegt letztlich nicht der schmalen regierenden Elite, sondern der breiten Masse der gastgebenden Kultur. Wenig verwunderlich also, dass auch in Japan bereits damals die sich virusartig ausbreitende massenmediale Versorgung mit Populärkultur von der Regierung als Bedrohung angesehen wurde, da sie, was ihren Inhalt anbelangt, nur schwer zu kontrollieren ist. In den Augen der Elite waren die immer vielfältiger werdenden, leicht zugänglichen Massenmedien ein Wurm im vermeintlich jahrtausendealten Gebälk der japanischen Reinkultur. Folgende Disparität der Kulturen ist auszumachen:

1. die rigide, nationale „reine Kultur“ der feinen Leute. Traditionelle Künste und Zeremonien (beispielsweise Kabuki und Teezeremonie). Während sie ähnlich der deutschen Oper seinerzeit der Elite vorbehalten waren, sind diese heutzutage zwar beinahe jedermann zugänglich. Jedoch ist der Bevölkerungsanteil, der ihnen tatsächlich nachgeht oder sie genießt, relativ gering (Lie 2006: 160 f.).
2. die neue, wandelbare „populäre Kultur“ der breiten Masse. Ein sich pilzartig ausbreitendes Netzwerk verschiedener Medien. Heutzutage vielfältig zugänglich, verbreitete sie sich (nicht nur) im Japan der Nachkriegszeit vor allem in Form des Massenmediums Fernsehen rasch. Anders als im Falle der „rituellen“ reinen Kultur bestimmt die Nachfrage Form und Inhalt in höherem Maße. Neue Einflüsse werden rasch in das weite Feld der Populärkultur eingearbeitet und wandeln Programm, Botschaft und Anspruch – bis hin zum jeweiligen Medium selbst – unablässig. Zwar dient sie bis heute als Sprachrohr der Obrigkeit zum Volk, sie gänzlich zu kontrollieren ist jedoch zunehmend unmöglich geworden.

In beiden Fällen – sowohl dem Okinawas als auch Koreas – kam es in Japan zu kulturellen Boomphasen, also Phasen, in denen sich die Aufmerksamkeit der medialen Berichterstattung und damit die der japanischen Öffentlichkeit auf Aspekte der Kultur der jeweiligen Einwanderer verlagerte. Dies stellte einen Gegensatz zum bis dato stark negativ geprägten Bild beider Minderheiten, charakterisiert durch ärmliche Einkommens- und Wohnverhältnisse, hieraus resultierende Bildungsbenachteiligung und soziale Diskriminierung, dar. An dieser Stelle sollen nun die Verläufe und Eckpunkte der einzelnen kulturellen Boomphasen beschrieben werden. Außerdem soll untersucht werden, inwiefern dies zu tatsächlichen Veränderungen der sozialen Gesamtsituation beider Minderheiten geführt hat, und ob diese von temporärer oder dauerhafter Gültigkeit sind.

10.1 Okinawa-Boom

Zum Zeitpunkt der Rückgabe Okinawas 1972 zeigte das japanische Nachkriegs-Wirtschaftswachstum verspätete, positive Folgen in den okinawanischen Festlandgemeinden (Rabson 2012: 196). Okinawanische Slums wie die Hollows waren Vergangenheit. Es herrschte relativer Wohlstand in weiten Teilen der okinawanischen Gemeinden. Die hiermit einhergehende Sicherheit ermutigte viele, sich intensiver mit okinawanischer Kultur und Identität auf dem Festland zu beschäftigen. Dieses Interesse übertrug sich durch intensive Medienberichte über die Rückgabe Okinawas auch auf die gesamtjapanische Gesellschaft und es kam zum sogenannten Okinawa-Boom⁷². Erfolgsgeschichten okinawanisch-stämmiger Künstler, Sportler und Musiker warfen zusätzlich ein positives Licht auf Okinawa. Auch negative Ereignisse, wie zum Beispiel durch US-Militärs begangene Verbrechen in Okinawa, sorgten für eine ständige Medienpräsenz der Präfektur.

In der Summe brachte dies einen regen, bis heute andauernden japanischen Massen- und Protesttourismus ins Rollen. Wer keine Zeit oder nicht genug Geld für die teuren Flüge nach Okinawa aufbringen konnte, den zog es ins bekannteste und beinahe ständig touristenumschwärmte okinawanische Viertel in Ōsakas Taishō-Bezirk. Okinawaner zu sein war plötzlich in Mode. Lose Begriffe der ehemals verpönten Ryūkyū-Sprache zu beherrschen, wurde unter japanischen Jugendlichen cool. Ihrer Verlegerfreudigkeit treu, waren japanische Buchhandlungen alsbald vollgestopft mit Wörterbüchern und Kulturführern. Den Oberhäuptern der zahlreichen okinawanischen Festlandverbände entging diese Entwicklung nicht. Ihnen war es im Gewirr der Informationen speziell gegenüber den Medien wichtig, möglichst wahrheitsgetreue Tatsachen über Okinawa zu vermitteln (Rabson 2012: 198). Die Errichtung des gut besuchten Kansai-Okinawa-

⁷² Zwar gab es bereits im 17. Jahrhundert einen sogenannten Ryūkyū-Boom (vor allem der Künste) und einen ersten Okinawa-Boom 1933, jedoch verfehlten beide eine nachhaltige positive Wirkung (Rabson 2012: 23, 58).

Kulturcenters⁷³ im Taishō-Bezirk war die Folge. Besonders im Vorlauf des 2000 in Okinawa abgehaltenen G8-Gipfels schoss das öffentliche Interesse erneut nach oben (Rabson 2012: 199 f.).

Bei aller Verbesserung des okinawanischen Images hatte der Boom auch negative Folgen. Das Konstrukt von der exotischen okinawanischen Ethnizität wird bis heute durch zahlreiche Geschäftsleute lukrativ ausgenutzt. Das jährlich im Park des Ōsaka-Schlusses stattfindende Eisa-Festival erntete in der Vergangenheit viel Kritik, da okinawanische Musiker hierbei vermeintlich ausgebeutet, die okinawanische Tanzkultur verwässert würde (Rabson 2012: 199 ff.). Und bis heute finden sich in den teuren Shoppingstraßen japanischer Großstädte protzig aufpolierte „okinawanische“ Geschäfte, in denen der Kunde unter besinnlichem Volksmusik-Gedudel Waren mit okinawanischem Image zu übersteuerten Preisen erstehen kann. Was die Publikationen bezüglich Okinawa angeht, so wurden viele der zahlreichen Werke mit Titeln wie „Insel der Tragödien“ oder „Insel der Militärbasen“ von okinawanischen Verbänden als eindimensional und exotisierend kritisiert (Rabson 2012: 200). Auch in der japanischen Zeitschriftenlandschaft erwies sich der Boom als Nährstoff für die Verbreitung exotischer Stereotype, was Vergleiche zur Ausstellung der „Ethnien des japanischen Imperiums“ 1903 laut werden ließ. Hinzu kam Kritik an voyeuristischen Berichten über vermeintlich bizarre Aspekte okinawanischer Kultur. Hier offenbart sich auch die negative Seite des *kyōsei*⁷⁴ – des Zusammenlebens mit Unterschieden. Beinahe wirkt es so, als suche man aktiv nach Unterschieden zwischen Japanern und „Okinawanern“, um diese regelrecht zu feiern. Unablässig wird Okinawa als bequem zu erreichendes, tropisches Urlaubsparadies voller „lässiger“ Inselbewohner in Szene gesetzt.

Letztlich hatte der Boom einen zweiseitigen Effekt. Während das öffentliche Bild vom typischen Okinawaner sich besserte, blieb es eben auch „typisch“ – und somit von außen bestimmt. So haftet auch einem Bürger okinawanischer Wurzeln, der Ōsaka noch nie verlassen haben mag, schnell das exotische Image vom entspannt-sorglosen Insulaner an, der gedankenlos in den Tag hineinlebt. Nichtsdestotrotz tat die massive Berichterstattung in den Medien, die sich alle erdenkliche Mühe gab, die „fremde und exotische“ Kultur Okinawas als einzigartig herauszustellen, ihr Übriges. Auf breiter Ebene wurde ein Bewusstsein für und – wenn auch fehlgeleiteter – Respekt vor okinawanischer Kultur sowohl auf Seiten der Japaner als auch Okinawaner geschaffen. Hieraus lässt sich ein Wiedererstarken der okinawaischen Identität ableiten, die auf einer Skala zwischen Scham und Stolz das Umschlagen ins Positive geschafft hat. Die karikative Darstellung Okinawas als Paradies vor der eigenen Haustür täuscht leicht über das auf Okinawa allgegenwärtige Problem der amerikanischen Militärbasen hinweg.

⁷³ 関西沖縄文庫 - かんさいおきなわぶんこ.

⁷⁴ 共生.

Weiterhin lässt der Boom – wie auch die Korean Wave – die kolonialzeitliche Vergangenheit und die Mühen der okinawanischen Oldcomer auf dem Festland gänzlich außer Acht, drängt sie sogar zusätzlich in Richtung Vergessenheit. Außerdem profitieren Touristikunternehmen auf dem Festland wesentlich mehr als die Bewohner Okinawas. Jedoch ist es den jährlich über vier Millionen japanischen Touristen auf Okinawa zu verdanken, dass die Präfektur so zumindest einen teilweisen Ausgleich für ihre quasi nicht vorhandene Industrie schaffen konnte.

10.2 Korea-Boom

Zwei der erfolgreichsten japanischen Filme der 2000er-Jahre weisen in den Hauptrollen koreanisch-stämmige Charaktere auf: Go (2001) und Patchigi! (2005) (Lie 2008: 163). Bereits 1996 begannen Lokalsender in Gebieten mit einer hohen Konzentration koreanisch-stämmiger Bürger, koreanisch produzierte Fernsehserien auszustrahlen (Huat, Iwabuchi 2008: 244). Auf landesweiter Ebene geschah dies erstmals 2002 beim Sender TV Asahi. Auch die in koreanisch-japanischer Kooperation ausgerichtete Fußballweltmeisterschaft von 2002 sorgte für positive Aufregung (Chapman 2008: 140; Kawamura 2008: 116 f.). Einen regelrechten Korea-Wahn innerhalb der japanischen Bevölkerung löste jedoch die Ausstrahlung des koreanischen Liebesdramas „Winter Sonata“⁷⁵ im Jahr 2003 aus. Getragen durch NHK, den Sender mit der unangefochten höchsten Verbreitungsrate in Japan, war die Popularität der Serie nicht mehr aufzuhalten (Huat, Iwabuchi 2008: 244). Somit kam die sich im asiatischen Raum ausbreitende sogenannte „Korean Wave“ – dem intensiven Export und Ausstrahlung koreanischer Fernsehserien – auch endgültig in Japan an. Keine andere asiatische Produktion sah sich jemals einem derartigen japanweiten Hype ausgesetzt (Huat, Iwabuchi 2008: 245). Durch die extreme Popularität der Serie entfaltete sich ein enorm lukrativer Sekundärmarkt, um den Informations- und Konsumbedürfnissen der Japaner nachzukommen. Das beinahe unsinnig umfangreiche Angebot an Fanartikeln und die weitreichende mediale Abdeckung aller Serienaspekte hatten wiederum einen popularitätssteigernden Bumerangeffekt. Der koreanischen Popkultur wurden so die Tore nach Japan geöffnet. Zahlreiche weitere koreanische Musik- und Fernsehproduktionen nutzten dies als Sprungbrett, wenngleich ein ähnlicher Erfolg ausblieb. Ein steigendes Interesse des japanischen Tourismus an Korea als auch die intensiviertere Auseinandersetzung mit Sprache und Kultur sowie dem japanischen Kolonialismus in Korea waren die Folge. Ebenfalls verzeichneten die koreanischen Ballungsräume mit ihren Manifestationen der Ethno-Wirtschaft – zumeist Restaurants und Unterhaltungsetablissemments – einen erhöhten Zulauf neugieriger Japaner auf der Suche nach einem Stück „echtem Korea“ (Huat, Iwabuchi 2008: 248 f.). Bemerkenswert ist, dass Winter Sonata nicht nur das

⁷⁵ 冬のソナタ - ふゆのそなた.

Bedürfnis nach weiterem, medialem Konsum, sondern bei vielen Betrachtern auch den Wunsch nach realer Interaktion mit dem Thema geweckt hat. Iwabuchi (2008: 248) erklärt dies mit der von Japanern als nostalgisch und realitätsnah empfundenen Thematik der Serie, welche sie exakt zum richtigen Zeitpunkt erreichte – und zwar in den Nachwehen der geplatzten Spekulationsblase der Bubble Economy.

Letztlich führte all dies auch zu einem offeneren Umgang der Medien mit der koreanischen Minderheit Japans. Vor allem jüngere Generationen koreanisch-stämmiger Bürger nahmen dies zum Anlass, offener mit ihren koreanischen Wurzeln umzugehen. Auf Seiten der Regierung wurde der Impuls der Korean Wave jedoch ausschließlich zur Lockerung der angespannten außenpolitischen Beziehung zu Südkorea instrumentalisiert, während die nationale Minderheitenproblematik auf der Strecke blieb (Huat, Iwabuchi 2008: 250 f.). Viele Angehörige der Minderheit verspüren Enttäuschung darüber, dass die Korean Wave zwar mit offenen Armen in Japan angenommen wurde, jedoch keine signifikanten Verbesserungen in Sachen sozialer Diskriminierung und Gleichgültigkeit herbeigeführt habe (Huat, Iwabuchi 2008: 255).

Die bereits erwähnte Verbesserung des Ansehens Südkoreas hatte gleichzeitig die zunehmende Dämonisierung des Nordens zur Folge. Vor allem als am 17. September 2002 bekannt wurde, dass in den 70er-Jahren japanische Touristen durch den Nordkoreanischen Geheimdienst entführt worden waren, kochte die anti-nordkoreanische Stimmung in Japan zunehmend hoch (Chapman 2008: 140; Huat, Iwabuchi 2008: 256). Angehörige der koreanischen Minderheiten sowie Büros der Chongryun-Organisation, der nachhaltig Kontakt zur nordkoreanischen Regierung unterstellt wird, und von ihnen geleitete Schulen erhielten Morddrohungen, Koreaner, die aufgrund einer Chongryun-Schuluniform oder ähnlichem erkennbar waren, wurden attackiert (Ryang, Lie 2009: 63). Aus Angst vor wiederholten Übergriffen richteten Chongryun-Schulen wohlweislich eine Art Gruppenskorte zum Unterricht für ihre Schüler ein. Während innerhalb der koreanischen Gemeinde die Bedeutung beider Koreas für das eigene Leben in Japan schon länger stark nachgelassen hatte, bewirkte das Bekanntwerden der Entführung innerhalb der japanischen Gesellschaft das genaue Gegenteil (Ryang, Lie 2009: 63): Bezeichnungen für Süd- (*kankokujin*) und Nordkoreaner (*chōsenjin*) wurden zunehmend zum Politikum (Huat, Iwabuchi 2008: 257). Während im Zuge der Korean Wave in den Medien zunehmend positiv Gebrauch vom Terminus *kankokujin* gemacht wurde, entstand gleichzeitig eine stärker werdende Unterdrückung der *chōsenjin*-Identität. Ohnehin wird diese in Japan auch heute noch häufig nach dem Muster der Ideologie des Kalten Krieges „Nicht Süd ist automatisch Nord“ zugeteilt. De facto gelten koreanische Bürger, die sich nicht zum Süden bekennen wollen, in Japan allerdings als staatenlos (Ryang, Lie 2009: 12). Auch das Bekanntwerden eines im Oktober 2006 unterirdisch ausgetragenen Atombombentests in Nordkorea warf ein negatives Licht auf die koreanische Gemeinde (Chapman 2008: 141).

Als Ganzes gesehen führte das Branden der koreanischen Welle in Japan zu einem besseren Image Südkoreas aus japanischer Sicht. Südkorea gewann Akzeptanz als eine andersartige Repräsentation asiatischer Modernität. Dies hatte ein Nachlassen des Images Südkoreas als rückständig zur Folge, das immer noch geprägt war durch die von Japan zu Kolonialzeiten etablierte orientalistische Perspektive (Huat, Iwabuchi 2008: 244). Demnach wandelte sich auch das Bild der koreanisch-stämmigen Bürgern Japans. Zunehmend wurden auch die Oldcomer-Nachfahren fortan mit Kultur und Bevölkerung Süd- und Nordkoreas identifiziert, was sowohl die kolonialen Erfahrungen ihrer Vorfahren als auch ihre eigenen, postkolonialen Erfahrungen in den Hintergrund rückte. Dies schmälert nicht nur das Verständnis kolonialhistorischer Tatsachen, sondern lässt auch völlig den mehr oder weniger stark ausgeprägten japanisch-koreanischen Mischcharakter der Minderheit außer Acht. Vielmehr wird der Fokus auf einen imaginären Bezug der koreanischen Minderheit Japans zum Themenfeld der internationalen Beziehungen gelegt. Koreaner in Japan treten also nicht als ein koreanisch-stämmiger, aber integrierter Teil der japanischen Gesellschaft auf. Man betrachtete sie als Aushängeschild einer Multikulturalität in Form einer undurchmischten Koexistenz im Sinne der *kyōsei*.

Praktisch ergaben sich hierdurch nicht nur Vorteile. Gerade diejenigen, die teilweise durchaus willkürlich mit einer nordkoreanischen Identität in Verbindung gebracht werden, haben bis heute darunter zu leiden (Chapman 2008: 141). Besonders die zunehmende Stigmatisierung Nordkoreas innerhalb der Gesellschaft erfuhren mit Nordkoreas Abschuss einiger Langstreckenraketen ins japanische Meer am 4. Juli 2006 eine Neuauflage (Ryang, Lie 2009: 80). Und bereits im August 2006 traten Maßnahmen des japanischen Justizministeriums in Kraft, die die Rechte nordkoreanischer „permanent residents“ beschnitten (Ryang, Lie 2009: 80). Seither beträgt die Gültigkeit der an sie ausgestellten Wiedereinreise-Visa nur noch ein Jahr. Zudem muss bei jeder Antragsstellung auch eine umfangreiche Begründung vorgelegt werden. Im Vergleich hierzu stehen die weiterhin vierjährigen Versionen der südkoreanischen „permanent residents“. Premierminister Abe scheint darüber hinaus gegen Mitglieder der ohnehin angeschlagenen Chongryun-Organisation in eine Art Bürgerkrieg zu ziehen: Auch aus dem Jahr 2009 sind Verhaftungen von Chongryun-Mitgliedern und die Schließung zugehöriger Schulen bekannt (Ryang, Lie 2009: 80).

Durch die in Japan intensiv wahrgenommene Korean Wave wurde überhaupt einmal ein breites und größtenteils positives, wenngleich oberflächliches Bewusstsein für die Anwesenheit der (süd-)koreanischen Minderheit geschaffen, die lange ein Schattendasein führte. Abseits schnulziger Liebesdramen wurden so auch durchaus semi-kritische Produktionen wie „Tōkyō Bayscape“ inspiriert und ermöglicht. Auch hierin wird die Thematik des „resident korean“ zwar reißerisch in Szene gesetzt, jedoch schimmern gelegentlich auch kritische und realitätsnahe Momente des Lebens als Angehöriger der

koreanischen Festlandminderheit durch (Huat, Iwabuchi 2008: 260). Die Existenz derartigen Materials gibt also durchaus Anlass zur Hoffnung auf weitere Verbesserungen und realistischere Darstellungsweisen. Gleichzeitig betrübt es zu lesen, wie durch die wiederholten nordkoreanischen Provokationen auch die koreanische Minderheit Japans bis heute zu leiden hat.

10.3 Fazit

Wie in diesem Abschnitt beschrieben, hatte die durch den Okinawa-Boom und die Korean Wave bescherte breite Aufmerksamkeit der japanischen Öffentlichkeit durchaus nachhaltigen Einfluss auf das Leben beider betroffenen Minderheiten. Jedoch führte dies in beiden Fällen dazu, dass sowohl die okinawanischen als auch koreanischen Bewohner des japanischen Festlandes fälschlicherweise durch das Prisma ihrer jeweiligen „Heimat“ betrachtet wurden. Letztendlich sind die hieraus entstandenen Folgen größtenteils als positiv einzustufen. Es stellt sich allerdings auch die Frage, ob eine stark negative oder gar hetzerische Berichterstattung – ansatzweise darin erkennbar, wie negative Berichte über Nordkorea auf die vermeintlich nordkoreanische Bevölkerungsgruppe Japans zurückfallen – einen ähnlich starken Effekt hervorrufen hätten können oder auch heute noch könnten. Es liegt jedoch der Schluss nahe, dass eine derartige Verbesserung des eigenen Ansehens in so kurzer Zeit ohne äußere Impulse für beide Minderheitengruppen (beziehungsweise für die Okinawaner und die Südkoreaner) eine nur äußerst schwer zu realisierende, um nicht zu sagen: unmögliche, Leistung dargestellt hätten.

11 Identität im Wandel der Zeit

So unablässig wie die Zeit verstreicht, so unterwirft sie auch alle Formen der Gesellschaft dem Wandel. Ansichten und Perspektiven werden gefestigt, korrigiert oder gar revidiert und neu geschaffen. So ist es dem Individuum oder Personengruppen, die durch welche gemeinsamen Nenner auch immer gebunden sind, in aller Regel nicht vergönnt, das eigene Bild in der Mehrheitsmeinung selbst zu zeichnen oder gar entscheidend mitzubestimmen, wie sich im vorangegangenen Kapitel gezeigt hat. Deshalb soll an dieser Stelle ein genauerer Blick auf Wahrnehmung und Interpretation der eigenen Identität sowohl der Okinawaner als auch der Koreaner und deren Entwicklung im Laufe des 20. Jahrhunderts geworfen werden.

11.1 Okinawanische Identität

Bereits 1914 begannen Okinawaner im Großraum Ōsaka notgedrungen, sich inmitten der japanischen Fremde zu organisieren (Rabson 2012: 56). Ausreichend wurde ihnen ihre vermeintliche Andersartigkeit klargemacht. Von der sie umgebenden Mehrheitsgesellschaft größtenteils abgelehnt und kulturell unangepasst, unterstützten sie sich

gruppenweise bei der Arbeits-, Wohnungs- und sogar Partnersuche. Schnell bildete sich in Ōsakas Taishō-Bezirk eine erste okinawanische Enklave. Hier konnte man ungezügelt und versteckt vor den Augen der ablehnenden Mehrheitsgesellschaft die eigenen Bräuche und Sprache praktizieren, während man sich außerhalb zurückhielt.

Rechtlich gesehen änderte Japans Kriegsniederlage nichts am Status der Okinawaner auf dem japanischen Festland. Jedoch ließen Diskriminierung und Fehlinformation hierdurch ebenso wenig nach, sondern wurden durch die politische Abtrennung Okinawas eher noch schlimmer. Als organisiertes Mittel zur Selbsthilfe nach dem Krieg formierten sich bereits im Dezember 1945 die ersten Niederlassungen der Okinawanischen Liga in Amagasaki⁷⁶ und fünf weiteren regionalen Zweigbüros (Rabson 2012: 147). Gleichzeitig wurde die Okinawanische Liga Kansai als Dachverband gegründet. Parallel hierzu gründeten sich unter anderem die Liga der Okinawaner und die Liga der Südwestlichen Inseln. Zwischen den Verbänden entbrannten mannigfaltige Debatten, etwa über den Verbleib der nach Japan repatriierten Okinawaner aus Übersee, die weder über Kontakte auf dem japanischen Festland noch über eine realistische Möglichkeit verfügten, auf Okinawa erneut Fuß zu fassen oder überhaupt dorthin zurückzukehren. Mit dem Erstarken der Bewegung zur Rückgabe Okinawas an Japan erfuhr auch dieses Thema immer mehr Diskussion. Sowohl für eine Rückgabe als auch für eine erneute Unabhängigkeit Okinawas wurden innerhalb der okinawanischen Festlandverbände Stimmen laut. Erneut fand sich kein Konsens, bis die Forderung nach Rückgabe im Laufe der 1960er-Jahre in den japanischen Mainstream eintrat⁷⁷ (Rabson 2012: 149). Diese Unterstützung „von außen“ gipfelte letztlich am 28. April 1969 in einem japanweit ausgerufenen „Okinawa-Tag“, welcher mit seinen Paraden und Veranstaltungen das öffentliche Leben Tōkyōs zum Erliegen brachte. Sie entwuchs der Kooperation zweier Interessengruppen: Es waren die Bestrebungen der pro-japanischen Unterstützer einer Rückgabe der Präfektur Okinawa als angestammtes „japanisches Territorium“ und der antimilitaristischen studentischen Linken mit ihrer Forderung nach einer Auflösung aller amerikanischen Militärbasen auf japanischem Boden, die sich hier bündelten (Antoni 1988: 86).

Trotz oder vielleicht gerade wegen der Fülle okinawanischer Verbände und deren reger Aktivität gab sich vor allem die erste Generation in Japan geborener Kinder okinawanischer Oldcomer redlich Mühe, ihre Herkunft geheim zu halten. Aufgrund der meist ärmlichen Verhältnisse, in denen sie lebten, war es auch um ihre Bildung und ihr Selbstbewusstsein selten gut bestellt (Rabson 2012: 204). Die von ihren Eltern im

⁷⁶ Die Nachfolgeorganisation, Hyōgo Okinawa Association, betreibt ihr Hauptquartier auch heute noch im gleichen Stadtteil.

⁷⁷ Die Okinawanische Liga vergab hier die Möglichkeit, mit Konsequenz zu glänzen: Reaktionär traten sie der Forderung nach Rückgabe Okinawas erst bei, nachdem diese sich in der japanischen Politik etabliert hatte.

familiären Umfeld praktizierte Ryūkyū-Sprache oder -Kultur schreckte sie ab. So wuchs eine Generation heran, die sich nichts sehnlicher wünschte, als mit allem Okinawanischen abzuschließen und so japanisch wie nur möglich zu sein. Verschiedene okinawanische Organisationen versuchten, diese Spannungen zwischen den Generationen beispielsweise durch öffentliche Vorführungen okinawanischer Tänze zu lockern. Der Folgegeneration sollte das Gefühl genommen werden, sich aus Scham ihrer okinawanischen Herkunft verweigern zu müssen. Noch in den 1970er-Jahren hielten viele okinawanisch-stämmige Bürger auf Grund von Diskriminierung ihre wahre Herkunft geheim. Vorsitzende der Okinawanischen Liga Ōsaka versuchten 1971 die Veröffentlichung eines Buches zu verhindern, das im Zuge einer Lehrreihe über die sozialen Probleme Japans aufklären sollte. In ihm wurde Minderheitendiskriminierung als etwas dargestellt, das „sowohl von Okinawanern als auch Burakumin“ im Japan der Nachkriegszeit erfahren wurde (Rabson 2012: 162). Man lehnte den Vergleich mit der Gruppe der Burakumin ab, da man es im Gegensatz zu ihnen aus eigener Kraft aus der Armut herausgeschafft und Diskriminierung niemals stattgefunden habe. Durch den Vergleich fürchtete man, Bürger okinawanischer Abstammung würden ihre Herkunft in einem zusätzlich negativen Licht sehen und weiter verheimlichen. Diese wehrhafte Haltung gegenüber einer Einordnung in die Kategorie der Minderheit ist bereits aus kolonialem Kontext bekannt und findet sich häufig bei Angehörigen der ersten Oldcomer-Generation. Bereits 1968 hatten sich erste Gegenstimmen innerhalb der okinawanischen Gemeinde gegen die abtuende Haltung der Liga erhoben. Aufgrund ihrer Ansichten wurde sie als nicht repräsentative, wohlhabende Elite kritisiert. Die reichen, zumeist aus der ersten Oldcomer-Generation stammenden Mitglieder seien nur an der Sicherung des eigenen Erfolges und nicht an den realen Problemen der okinawanisch-stämmigen Bevölkerung interessiert. Bekennende Okinawaner der zweiten Generation probten den Aufstand und machten sich mit eigenen Organisationen selbstständig, wie zum Beispiel der Okinawa Association (Rabson 2012: 160).

Bald kam es auf dieser vermeintlich weniger elitären Ebene zu Kooperationen mit Buraku-Interessenverbänden, um gemeinsam gegen die Slum-Beseitigungs-Politik der Stadt Ōsaka zu protestieren, die zahlreiche Buraku- und Okinawanerkommunen gezielt betraf. Im Laufe der 70er-Jahre lösten sich die sogenannten Hollows auf städtischen Druck und magere Entschädigungen hin auf. In Folge der Rückgabe Okinawas durch die USA 1972 vergrößerte sich die Kluft zwischen Arm und Reich weiter. Aufgrund ausgedehnter, vornehmlich okinawanischer Proteste gegen den Fortbestand der amerikanischen Militärbasen erklärte sich die japanische Regierung zu erhöhten „Mietzahlungen“ an die okinawanischen Besitzer US-militärisch besetzten Landes bereit – Schweigegeld (Rabson 2012: 196). Einige dieser sogenannten Militärlandbesitzer⁷⁸

⁷⁸ 軍地主 – ぐんじぬし.

lebten jedoch auf dem japanischen Festland und waren ranghohe, als elitär betrachtete Mitglieder der Okinawanischen Liga. Bis zu 12 Millionen Yen hohe Jahreszahlungen an Individuen gelten als verbucht (Rabson 2012: 196). Vermeintlich aus genau diesem Grund ließ die Liga kaum Kritik an der japanischen Basenpolitik verlauten, was der extrem basenkritischen Okinawa Association zunehmend sauer aufstieß. Die Debatte für und wider den Protest gegen amerikanische Militärbasen auf Okinawa stellt den neuesten Anlass zur tieferen Spaltung der okinawanischen Gemeinde auf dem japanischen Festland dar. Im Laufe der Jahre kamen weitere, mehr oder weniger radikale Organisationen hinzu. Der Vorgängerorganisation der 1979 neu gegründeten Association of Okinawans⁷⁹ wurden beispielsweise rege Verbindungen ins kommunistische Milieu nachgesagt (Rabson 2012: 197). Dreh- und Angelpunkt ihres Schaffens war wie bisher auch Ōsaka.

Trotz ihres vermeintlich unangefochtenen Status als japanische Staatsbürger waren die auf dem japanischen Festland lebenden Okinawaner nach der Rückgabe Okinawas weiterhin einem, durch die japanische Mehrheitsbevölkerung von außen über sie geführten, Identitätsdialog ausgesetzt. Seitens japanischer Forscher fand sich vor allem kurz nach der Rückgabe die wiederkehrende Forderung, dass die andersartigen Okinawaner sich fortan vermehrt um eine Japanisierung der eigenen Person bemühen sollten. Dies mutet wie ein scheinbar nahtloses Anknüpfen an Japans kolonialzeitliche Perspektive auf Okinawa, 23 Jahre nach deren Ende, an. Schnell verfiel auch die okinawanische Liga in gleichsam veraltete Rhetorik, die besagte, dass die Okinawaner schon längst vollwertige Japaner seien und ihre ehemalige Identität hinter sich gelassen hätten. Zeitkritischer ist hier wohl die Einschätzung Arazato Kimpukus (zitiert nach Rabson 2012: 215):

“[...] it was this effort to assimilate that plundered Okinawa into a ‘palm fern hell’, destroyed our culture with the ‘dialect eradication movement’, and sent us into the Battle of Okinawa. It was because Okinawans were trying [...] to prove they were Japanese that they went to their deaths in that battle. So, in the end, this endeavor to become Japanese has brought us nothing but self-destruction.”

Der phasenweise verlaufende, jedoch bis heute anhaltende Okinawa-Boom der 80er-Jahre brachte Bewegung ins Spiel. Heutzutage gehören okinawanische Kulturelemente wie beispielsweise Schulvorführungen okinawanischer Tänze in Japan zum beliebten Standard. Innerhalb der okinawanischen Gemeinde scheint allerdings eine deutliche Generationenlücke zu bestehen. Einerseits findet sich die erste Oldcomer-Generation, die ihre okinawanische Herkunft entweder immer noch verteidigt oder nach dem Ende der

⁷⁹沖縄県人の会 – おきなわけんじんのかい.

Stigmatisierung zu ihr zurückgefunden hat. Andererseits die zweite Generation, die größtenteils kein Interesse an und sogar Scham für ihre kulturellen Wurzeln pflegte (Rabson 2012: 204). Selbstverständlich gibt es auf beiden Seiten dieser Lücke auch solche, die anderer Meinung sind. Gerade in den jungen Folgegenerationen kommt es vor, dass man sich weder in Japan noch auf Okinawa vollständig akzeptiert und zugehörig fühlt (Rabson 2012: 217).

Japanisch-okinawanische Mischehen sahen sich lange Zeit dem zähen Widerstand beider Lager ausgesetzt. Mit Nachlassen der Diskriminierung und vor allem dem Okinawa-Boom ließen kritische Stimmen – vor allem seitens der „Japaner“ – immer weiter nach. Einige Angehörige der älteren Okinawaner-Generation scheinen sich zwar immer noch zu wünschen, dass ihre Kinder nach okinawanischen Partnern Ausschau halten, stoßen damit aber nicht mehr auf viel Gehör. Eine geringere Diskrepanz zwischen den Generationen besteht jedoch mit Hinblick auf die Kontakte nach Okinawa. Während die zweite Oldcomer-Generation ursprünglich äußerst schamerfüllt mit der eigenen Abstammung umging, findet sich in den jüngeren Generationen kein Anlass zu einer derartigen Annahme. Vermutlich in Folge des Okinawa-Booms erwuchs in ihnen – und auch nachträglich in der zweiten Generation – ein zunehmend positives Bewusstsein für die eigenen Wurzeln, oder *rūtsu*.

Kaneshiru definiert vier parallel existierende moderne Ausprägungen okinawaischer Identität auf dem japanischen Festland (Rabson 2012: 212):

Traditionalisten	Offener Umgang mit ihrer okinawanischen Abstammung. Führen offen wie privat ein „100% okinawanisches“ Leben im Sinne von Sprache, Küche und Gebräuchen.
Symbolisten	Ordnen sich der okinawanischen Identität zu, zeigen dies jedoch selten außerhalb des häuslichen Umfeldes.
Passive	Streben nicht nach okinawanischer Lebensart, lehnen sie jedoch auch nicht ab. Zumeist haben sie ein stilles Interesse an Okinawa.
Leugner	Aus Angst vor Diskriminierung und davor, als andersartig angesehen zu werden, leugnen sie jegliche Verbindung zu Okinawa.

Grundsätzlich scheinen die einzelnen Gruppen sich laut Kaneshiru nicht gegenseitig auszuschließen, oftmals befinden gerade jüngere Individuen sich im Zwischenraum. Am häufigsten fand und finden sich bei okinawanischen Oldcomern der Vorkriegszeit Einstellungen, welche eine Einordnung als Traditionalist befürworten. Viele, die im familiären – oftmals traditionalistischen – Umfeld Erfahrungen mit Diskriminierung gemacht haben, selbst jedoch nicht zwangsweise davon betroffen sind, gehören den letzten beiden Kategorien an (Rabson 2012: 212 f.). Da die beiden Extreme des

Traditionalisten und des Leugners jeweils von tiefgreifender Überzeugung oder Angst zeugen, ist in beiden Fällen mit geringer Mobilität zu rechnen. Dem Okinawa-Boom zum Dank fand unter Okinawanern auf dem japanischen Festland fortan jedoch ein vermehrter Wechsel in die Kategorie des Symbolisten zu Ungunsten der Zahl der Passiven statt (Rabson 2012: 215). Darüber hinaus ist dem Boom eine junge Generation von Aktivisten entwachsen, die sich aktiv für den Erhalt okinawanischer Kultur und Künste einsetzt. Häufig wird in solchen Kreisen auch aktiv die eigene okinawanische Abstammung zelebriert, während man sich nur sekundär als Japaner sieht (Rabson 2012: 40). Auch in japanischen Klassenzimmern scheint Okinawa seinen Platz gefunden zu haben. Am 23. Juni, dem Jahrestag der Beendigung der kriegerischen Handlungen auf Okinawa, wird offiziell den Seelen der Verstorbenen gedacht⁸⁰.

Assimilation – dies klingt in Anbetracht der aktuellen Haltung der okinawanischstämmigen Bürger Japans zu ihrer eigenen Identität beinahe wie ein Schimpfwort. Auch ist man sich innerhalb der Gemeinde heutzutage größtenteils einig, dass jegliche Aufrufe zur Assimilierung im Laufe der Zeit entweder durch Tōkyōs Zentralregierung oder elitäre Mitglieder okinawanischer Verbände propagiert wurden (Rabson 2012: 41). In Japan sind okinawanisches Gemeinwesen und Bräuche so stark ausgeprägt wie nie zuvor. Die Okinawaner scheinen auf dem japanischen Festland und in den Köpfen seiner Bewohner angekommen zu sein. Nun mag man sich streiten können, ob die kommerziell erfolgreiche Marke Okinawa die Menschlichkeit in den Hintergrund rückt: die beliebten Festivals, die in japanischen Supermärkten inzwischen selbstverständlich gewordenen okinawanischen Spezialitäten⁸¹, die – auf dass kein Japaner auch nur ein Wort verstehe – stilecht in Ryūkyū-Sprache eingesungenen Sampler okinawanischer Indiebands mit Titeln wie „Okinawa Rocks“. Jedoch ist dieses zumindest im kommerziellen Bereich willkommene Hinaufhieven auf ein exotisches Podest allemal besser als die rechtliche und soziale Diskriminierung, die vielen anderen Minderheiten Japans oftmals so selbstverständlich zukommt. Die Frage nach der eigenen Identität im Falle der Okinawaner auf dem japanischen Festland ist somit nicht eindeutig geklärt, und ebenso kann man mutmaßen, ob dies überhaupt möglich sein wird. Zumindest so lange, wie die japanische Gesellschaft die Andersartigkeit der Okinawaner auf welche Weise auch immer herausstellt, werden diese Fragen auch die okinawanische Festlandgemeinde weiterhin beschäftigen.

11.2 Koreanische Identität

Bereits 1919 brach in Japan koreanischer studentischer Protest gegen die Besetzung Koreas aus. Dies wiederholte sich 1921, blieb jedoch beide Male ergebnislos. Während

⁸⁰ 慰霊の日 - いれいのひ.

⁸¹ Wie die Spirituose *awamori*, die in kunstvoll „ethnisch“ verzierten Flaschen verkauft wird.

frühe koreanische Organisationen in Japan zumeist studentischer Natur waren, begannen auch die Arbeiter um 1919, sich gegen ihre Diskriminierung zu organisieren. Aus den anfänglich zwölf Gruppen in Tōkyō waren im Jahr 1925 bereits 161 geworden⁸², allen voran die *chōsen rōdō sōdōmei*, die koreanische Arbeiterföderation. Vornehmliches Zentrum ihrer Aktivität waren die Regionen um Ōsaka, Kōbe und Kyōto (Mitchell 1967: 49).

Auch die japanische Mehrheitsgesellschaft der 1920er-Jahre war eine Gesellschaft der Unzufriedenheit (Mitchell 1967: 48). Oftmals radikale Arbeiterbewegungen sorgten unablässig für Streiks und vereinten die „ausgestoßenen“ Klassen – niedere Arbeiter genauso wie Minderheiten, was oftmals ohnehin dasselbe bedeutete – unter sich. Zunehmend erhob sich die Stimme der Studenten, die sich einer Militarisierung des Volkes durch die Regierung entgegenstellte. Hinzu kamen die sich ausdehnenden Aktivitäten japanischer Kommunisten und Anarchisten. Die japanische Regierung sah sich der „Roten Bedrohung“ ausgesetzt, es entwickelte sich in Regierungskreisen eine regelrechte Panik. Ein Großteil der steigenden Zahl der Koreaner in Japan hegte jedoch keinerlei Interesse an politischer oder gar anti-japanischer Aktivität. Die intensive Aktivität einer Vielzahl verstrittener, kleiner „proto-kommunistischer“ Gruppen und das generelle Misstrauen der Japaner gegenüber den Koreanern trugen allerdings schnell dazu bei, dass sie selbst von der Regierung als vermeintlich subversive Elemente unter Generalverdacht gestellt wurden (Mitchell 1967: 49). Letztlich führte diese panische, durchaus bis in die 30er-Jahre andauernde Bolschewismus-Angst der japanischen Regierung wie bereits beschrieben zu dem Massaker an Koreanern in Folge des Kantō-Erdbebens.

In der Zeit zwischen 1927 und 1931 kooperierten kommunistische und nationalistische Kräfte auf der koreanischen Halbinsel intensiv, um der japanischen Besatzung ein Ende zu bereiten (Mitchell 1967: 66). Hiernach spalteten sie sich wieder zunehmend. Jedoch bestimmte das extremistische Handeln einiger Splittergruppen in Korea weiterhin das Bild der Koreaner in Japan. Allen anderen Eindrücken voran schadete das versuchte Attentat durch koreanische Nationalisten auf den japanischen Kaiser am 8. Januar 1932, der sogenannte Sakuradamon-Zwischenfall, ihrem Ansehen. Dieses sorgte für strengere politische Überwachung und antikoreanische Tendenzen innerhalb der japanischen Bevölkerung (Mitchell 1967: 67). In den späten 1930er-Jahren waren die meisten nationalistisch-koreanischen Organisationen Japans unter steigenden Druck und immer radikaleren Maßnahmen durch die Regierung zusammengebrochen (Mitchell 1967: 74). Tatsächlich zeigte sich ein Großteil der Koreaner in Japan, vor allem

⁸² Mitchell beschreibt deren Ausrichtung wie folgt: Freundschaft und gegenseitige Hilfe: 75 Gruppen; Arbeiterkooperative: 30 Gruppen; Unterstützung für Arbeiter und Studenten: 14 Gruppen; japanisch-koreanische Freundschaft: 12 Gruppen; „Befreit-das-Proletariat“ und Denker: 11 Gruppen (Mitchell 1967: 50 f.).

nach Kriegsbeginn 1941, nicht aktiv anti-japanisch engagiert. Unklar bleibt jedoch, ob diese Kooperation freiwillig geschah. Vermutlich war man sich mehr oder minder einig, dass angesichts der fortschreitenden japanischen Kriegserfolge Kooperation – wenn auch zähneknirschend – das klügste Mittel war. Koreanische Verbände sammelten umfangreich Gelder für den japanischen Kriegsapparat, leisteten unentgeltliche Arbeit oder versammelten sich sogar, um offiziell für Japans Sieg im Krieg zu beten (Mitchell 1967: 73).

Im Laufe der „ruhigeren“ Jahrzehnte – von der Nachkriegszeit bis heute – unterliefen der unklare Rechtsstand und das öffentliche Bild der koreanischen Gemeinde in Japan einigen wesentlichen Veränderungen. Die äußeren Umstände hatten auch markante Auswirkungen auf das Selbstbild der Koreaner in Japan. Der Versuch einer Periodisierung sieht laut Hester (2008: 140) aus, wie folgt:

1. 1945 - 1965, dem Unterzeichnungsjahr des japanisch-koreanischen Normalisierungsabkommens.
2. 1965 - 1991, dem Jahr des *tokubetsu eiju*⁸³.
3. 1991 - heute, eine Periode zunehmender Naturalisierung, Stimmrechtsbewegungen und japanisch-koreanischer Heiraten. Nicht zuletzt jedoch die Zeit einer wachsenden Zahl derer mit japanisch-koreanischer Abstammungslinie.

11.2.1 Phase Eins

Japans Kapitulation brachte für die aus persönlichen Motiven in Japan verbliebenen Koreaner eine Phase höchster Instabilität mit sich. Zunächst wurden sie 1945 ihres japanischen Stimmrechtes enthoben (Hester 2008: 141). 1947 unterwarf man sie der Ausländerregistrierungsverordnung⁸⁴, woraufhin die offizielle Registrierung der eigenen Fingerabdrücke für jeden in Japan ansässigen koreanischen Staatsbürger verpflichtend wurde (Lie 2008: 75). Die Verordnung kategorisiert Nationalität in Japan bis heute streng nach dem Abstammungsprinzip⁸⁵ (Lie 2008: 14). Im Zuge des japanisch-amerikanischen Friedensabkommens von 1952 wurde ehemaligen kolonialen Subjekten endgültig die japanische Staatsbürgerschaft aberkannt. Seither verwehrt das in Japan gültige Abstammungsprinzip auch in Japan geborenen Kindern rein koreanischer Eltern die Staatsbürgerschaft – ungeachtet wie viele Familiengenerationen vor ihnen bereits in Japan geboren wurden. Ihre oftmals ohnehin nur theoretischen japanischen Bürgerrechte

⁸³ Einführung der „special permanent residence“ und die damit einhergehende rechtliche Gleichstellung aller ehemaligen kolonialen Subjekte und ihrer Nachkommen.

⁸⁴ 外国人登録令 - がいこくじんとうろくれい.

⁸⁵ Stichwort: jus sanguinis.

hatten nun nicht einmal mehr auf dem Papier Bestand (Brandes et al. 2004: 233). Als Konsequenz hieraus machten auch die in Japan ansässigen Koreaner ihr Desinteresse an einer japanischen Identität deutlich. Aufgrund der allgemeinen Situation, in der Schwebe zu sein, sah man sich trotz des Verzichts auf eine Repatriierung als lediglich temporär in Japan ansässig. Hinzu kam eine Art Trotzreaktion auf das in den Köpfen der Japaner weiterhin präsente Gefühl der Überlegenheit der „japanischen Ethnie“. Unter den in Japan ansässigen koreanischen Oldcomern der ersten Generationen herrschte eine stark nationalistische Stimmung. Diesmal weniger politisch, als eher ein generelles Gefühl tiefer Verwurzelung mit der eher abstrakten „koreanischen Heimat“ und ihren Traditionen (Weiner, Chapman 2009: 172). Es entfaltete sich ein japanweites Netzwerk ethnischer Schulen, das die Folgen der jahrzehntelangen Assimilierung beseitigen und vor allem die in Japan geborene „koreanische Jugend“ ent-japanisieren sollte (Lee, De Vos 1981: 63). So wurden die kulturellen Bestrebungen der koreanischen Gemeinde von außen weithin als Vorbereitung für die baldige Heimkehr wahrgenommen. Trotzdem kam es zur raschen Gründung einer Vielzahl koreanischer (Handels-)Verbände und Genossenschaften im Japan jener Zeit (Kawamura 2008: 118 f.). Gerade damals spielte die koreanische Nord-Süd-Politik noch eine erhebliche Rolle für das Gefüge koreanischen Lebens in Japan (Hester 2008: 141). Da die koreanische Gemeinde noch zu weiten Teilen aus in Korea geborenen Oldcomern der ersten Generation bestand, avancierten die Zustände auf der koreanischen Halbinsel zur ständigen Referenz in allen Lebensbereichen. Angesichts der harschen Gesetzeslage gegenüber der koreanischen Minderheit stellten Abschiebung und der fehlende Zugriff auf staatliche Sozialleistungen ständige, existentielle Bedrohungen dar. Nach 1952 geborene Koreaner mussten ihre Registrierung zudem alle drei Jahre erneuern. Zusammengefasst galt eine Vielzahl an Gesetzen, die klar darauf abzielte, der koreanischen Bevölkerung Japans einen untergeordneten und kontrollierbaren Status zu verleihen. Die aus Kolonialzeiten bekannte Form der japanischen Staatsbürgerschaft vermittelte den koreanisch-stämmigen Bewohnern Japans oftmals ohnehin ein Gefühl des Zwanges. Sie durch Naturalisierung offen anzustreben oder ihr Wegfallen zu bedauern, hatte oft einen Ausschluss aus der jeweiligen koreanischen Parallelgesellschaft zur Folge (Hester 2008: 141).

11.2.2 Phase Zwei

Das 1965 beschlossene Normalisierungsabkommen zwischen Japan und Südkorea stellte einen ersten Wendepunkt dar. Der Rechtsstand in Japan ansässiger koreanischer Bürger wurde gefestigt, die Gefahr einer Abschiebung verminderte sich deutlich (Hester 2004: 142). Während jene koreanischen Familien, die sich nach Kriegsende für eine Bekennung zum Süden entschieden hatten, zahlreiche Verbesserungen vor allem in Sachen Krankenversicherung erfuhren, wurde der Status nordkoreanischer Bürger zunehmend unklar. Erst 1981 bekamen beide koreanischen Nationalitäten

gleichberechtigt unter anderem Zugriff auf Sozialhilfe, gesetzliche Rente und weitere medizinische Versorgungsleistungen (Lie 2008: 74). Im Laufe der 1970er-Jahre entwickelten sich die in Japan geborenen Kinder der ersten Oldcomer-Generation endgültig zur treibenden Kraft der koreanischen Gemeinde, nachdem sie bereits 1959 64% aller in Japan ansässigen Koreaner ausmachten (Hester 2004: 143). Somit rückte die Perspektive einer Rückkehr nach Süd-/Nordkorea – und auch deren Status als Heimat – in zunehmende Ferne. Für die aktuelle Generation war das verpflichtende Tragen eines japanischen Namens oder einer zusätzlichen japanischen Umschrift des koreanischen Namens von Geburt an nichts Unnatürliches. Ein strukturell eigentlich gängiger Zwischenfall aus den 1970er-Jahren sorgte allerdings für Tumult: der sogenannte „Hitachi employment discrimination case“ (Hester 2008: 143; Lee, De Vos 1981: 277 f.). Ein koreanischer Hochschulabsolvent – Pak Jong-Shik – bewarb sich unter seinem japanischen Pseudonym „Arai“ um eine Stelle bei Hitachi, bestand alle Tests und erhielt ein Stellenangebot. Nachforschungen seitens Hitachi legten jedoch die koreanischen Wurzeln des Mannes offen. Das Angebot verpuffte, wogegen Pak vor Gericht zog. Um den Prozess organisierte sich ein japanisch-koreanisches Hilfsnetzwerk, das als Plattform für viele Folgeorganisationen und Aktivisten zur sozial- und bürgerrechtlichen Gleichstellung koreanischer Bürger Japans avancierte (Hester 2008: 143). Gleichzeitig wurden zahlreiche Stimmen seitens anderer koreanischer Ethno-Organisationen laut, die Paks Vorgehen kritisierten. Wenngleich auch sie Bemühungen zur Integration verfolgten, verurteilten sie Pak für die Förderung koreanischer Assimilation. Bis heute innerhalb der koreanischen Gemeinde andauernde, intensive Debatten um die eigene zivilrechtliche Lage, ethnisches Bewusstsein, die Relevanz beider koreanischen Staaten und ihrer Kultur für das alltägliche Leben und die allgegenwärtige Frage nach „Heimat“ sind die Langzeitfolgen dieses Zwischenfalls. Bis weit in die 80er-Jahre hielt der Diskurs um die eigene Position im Spannungsfeld zwischen Japan als Ort des alltäglichen Lebens und Korea, dem Ursprung der eigenen Wurzeln, an. Selbst ein leitender Beamter der japanischen Immigrationsbehörde – Sakanaka Hidenori – schaltete sich persönlich ein (Lie 2008: 140). 1977 veröffentlichte er einen Artikel, in dem er die Naturalisierung als vermeintlich besten Weg für die Koreaner in Japan als auch die japanische Gesellschaft identifizierte: Sie sei die beste Möglichkeit zur Auflösung des Widerspruchs des kulturell quasi-japanischen Koreaners, der in die Kategorie des Ausländers in Japan fällt (Hester 2008: 143). Viele japanische Politiker zeigten sich hierauf gewohnt besorgt um die Staatssicherheit, während Sakanaka sich intensiv für eine Vereinfachung des Naturalisierungsprozesses einsetzte. Diese sollte als Motivation zur vermehrten Assimilierung unter Zurücklassen der koreanischen Identität, wie Sakanaka es forderte, fungieren. Koreanische Intellektuellenkreise verurteilten diesen Vorschlag aufs Äußerste und zogen Vergleiche zur japanischen Unterdrückung koreanischer Identität in der Kolonialzeit.

In diesem Zusammenhang entwickelte der koreanische Denker Kim Tong-Myung 1979 eine damals neue Kategorie, die bis heute bezeichnend ist: *zainichi* – „ansässig in Japan“. Als „Dritter Weg“ koreanischer Identität entsprach sie keiner der beiden extremen Positionen der etablierten Lager. Er befürwortete ein Leben in Japan unter Beibehaltung koreanischer Nationalität⁸⁶ und Identität, und ruft damit unweigerlich die Verbindung zur kolonialen Vergangenheit ins Gedächtnis. Dies schlug sich in den Bezeichnungen *zainichi kankokujin* für Süd- und *zainichi chōsenjin* für Nordkoreaner – *zainichi kankoku-chōsenjin* bei generellen Debatten – nieder. So unternahm er den Versuch, einen bisher vermeintlich unlösbaren Widerspruch zum erstrebenswerten Gut zu wandeln. Hauptargument gegen eine Naturalisierung war die damit einhergehende verminderte Möglichkeit zum Widerstand gegen eine japanische „Diktatur“ der eigenen Identität und die Angst, in „den selben, degradierten Stand zu verfallen wie die Burakumin, Ainu und Okinawaner“ (Chapman 2008: 50).

Dem neuen, engen *zainichi*-Begriff haftete durchaus etwas Elitäres an (Chapman 2008: 131). Viele *zainichi*-Denker verurteilten Mischehen mit Japanern als „Bedrohung für die Reinheit der *zainichi*“ und schlossen jene, die diese „Erbsünde“ begingen, aus ihren vielfachen Identitätsdiskursen aus (Chapman 2008: 131). Die Etablierung der literarischen Kategorie der sogenannten „*zainichi-ron*“⁸⁷ war die Folge. Die Debatten der 80er-Jahre kreisten vornehmlich um die Rolle beider Koreas im Leben der Koreaner in Japan: Inwiefern solle die Politik beider Koreas das koreanische Leben in Japan beeinflussen dürfen (Hester 2008: 145). Mit Beginn des Newcomer-Zustroms in den 1980er-Jahren hat sich die Frage nach koreanischer Identität in Japan zusätzlich verkompliziert. Obwohl sie auch in Japan ansässig sind, haben die Newcomer als wirtschaftlich motivierte Zuwanderer keinerlei Verbindung zur kolonialzeitlichen koreanischen Diaspora in Japan, die der *zainichi*-Begriff bezeichnen soll.

11.2.3 Phase Drei

Der Status des „permanent resident“ in Japan wurde erst 1991 eingeführt. Er garantiert allen ehemaligen kolonialen Subjekten Japans sowie ihren Nachkommen unbegrenzte Aufenthaltsrechte und juristische Gleichheit (Hester 2008: 142). Bezogen auf Korea entstanden die Sonderformen des „korean permanent resident“ (Südkorea) bzw. „special permanent resident“ (Nordkorea⁸⁸) (Merviö 2004 141). Die Zugehörigkeit wird häufig durch die Eltern an die Kinder weitergegeben. Aufgrund gesetzlicher Gleichheit beider

⁸⁶ Wobei je nach Quelle gelegentlich auch naturalisierte Koreaner in die *zainichi*-Kategorie einbezogen werden.

⁸⁷ 在日論. Literarische Werke, die den Umgang mit der koreanischen Identität in Japan behandelten. Den Spagat zwischen Japanisierung und koreanischen Wurzeln.

⁸⁸ Nordkorea wird von Japan bis heute nicht als legitimer Staat anerkannt. Nordkoreanische Bürger in Japan sind somit streng genommen staatenlos.

Stände und erstarkter *zainichi*-Identität spielte sie jedoch innerhalb der koreanischen Gemeinde eine immer geringere Rolle. Dies spiegelte sich auch innerhalb der koreanischen Gemeinde in der zunehmenden Verbreitung der Sammelbezeichnung *zainichi korian* wider. Hierbei verschiebt sich der Fokus weg von der eigenen Staatsangehörigkeit und hin zur gemeinsamen koreanischen Identität (Huat, Iwabuchi 2008: 257). Diese Entwicklung trug maßgeblich zu einem starken Mitgliederabfall bei den beiden großen koreanischen Organisationen Japans – Mindan und Sören – bei, da sich innerhalb der koreanischen Gemeinde ein zunehmendes Bewusstsein für die Unsinnigkeit ihrer Konkurrenz bildete (Lie 2008: 72). Ebenfalls seit 1991 ist das offizielle Tragen eines ethnischen Namens zulässig, eine zusätzliche japanische Umschrift war nicht länger Pflicht. Bis heute hält jedoch ein Großteil der koreanischen Bürger Japans aus Angst vor Diskriminierung ihre Herkunft nach außen hin geheim. 1993 trugen die langwierigen, intensiven Bemühungen koreanischer Bündnisse wider der Diskriminierung weitere Früchte: Für „permanent residents“ wurde das Ausländerregistrierungsgesetz gelockert. Die häufig als kriminalisierend empfundene Abgabe des eigenen Fingerabdrucks war nicht länger notwendig (Hester 2008: 142). Eine Verdopplung der jährlichen heiratsbedingten Naturalisierungen ehemals koreanischer Bürger ist ein weiteres Phänomen der 1990er-Jahre. Ein Großteil der ca. 250.000 seit 1952 „aktiv“ naturalisierten Koreaner⁸⁹ in Japan entstammt somit dieser Dekade. Gleichzeitig bedeutete dies den Auftakt des statistischen Verschwindens der *zainichi*-Kategorie, da die aus japanisch-koreanischen Mischehen hervorgegangenen Kinder ebenfalls zur japanischen Staatsbürgerschaft tendieren.

Zumindest teilweise auch als Konsequenz des vermehrten Auftretens koreanischer Newcomer, wurde der Begriff des *zainichi* – des Ansässig-seins in Japan – in Frage gestellt. Es vollzog sich eine Begriffswandlung. Unter anderem um dem vermehrten Auftreten verschiedener, nicht-japanischer Nationalitäten gerecht zu werden. *Teijū korian* und *teijū gaikokujin* – der in Japan sesshafte Koreaner beziehungsweise Ausländer – entstanden. Auch naturalisierte Koreaner und ihre Kinder wurden in dieser Kategorisierung teilweise anerkannt.

11.3 Der Vierte Weg

Mit der Jahrtausendwende begann in Reaktion auf die steigende Naturalisierungsrate⁹⁰ unter den *zainichi*-Koreanern der Diskurs um die Grenzen des Dritten Weges (Hester 2008: 145 ff.). Per Definition war ein naturalisierter Koreaner, der seine

⁸⁹ Zählt man alle japanischen Bürger mit koreanischen Wurzeln, also auch die Nachfahren der Naturalisierten, kommt man auf weit über 2 Millionen Personen (Merviö 2005: 142).

⁹⁰ Mit Ende der 1980er-Jahre erfuhr sie eine starke Zunahme. Im Jahr 2008 hatte sie sich bereits bei ca. 10.000 Personen jährlich eingependelt (Chapman 2008: 131).

kulturellen Wurzeln nicht zurücklassen wollte, innerhalb des *zainichi*-Begriffs nicht vorgesehen (Chapman 2008: 131). Vermehrt kam der rechtlich wie sozial limitierende Charakter der *zainichi*-Kategorie zur Sprache. Auf einer 2004 in Tōkyō abgehaltenen *zainichi*-Konferenz trat erstmals ein neuer Diskurs darum auf, ob man die japanische Staatsbürgerschaft annehmen könne, ohne gleichzeitig auf eine Naturalisierung einzugehen (Chapman 2008: 115). Zur Verbesserung und Stabilisierung der eigenen Lebensumstände sei es notwendig den letzten Schritt zu gehen, die japanische Staatsbürgerschaft anzunehmen und gleichzeitig offenen Umgang mit den eigenen, koreanischen Wurzeln zu pflegen. Der *koriakei nihonjin*⁹¹ war geboren – ein Japaner koreanischer Herkunft. Ein Begriff, der in Japan aufgrund der traditionellen Vorstellung von der eigenen Monokultur oft als Widerspruch in sich aufgenommen wird (Chapman 2008: 115 f.).

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts verband sich die nationale Idee vom „Japaner“ zunehmend mit der eines organischen Volkes. Japaner zu sein wurde somit zur ethnischen Bestimmung, keinem erwerbbareren Status (Hester 2008: 146). Das japanische Verständnis vom „Japaner“ ist auch heute noch stark an ethnische Kategorien gebunden; kein Raum, den man ohne weiteres betreten kann. Deshalb spielt der bewusste Bruch mit der in Japan allgemeingültigen Norm der Japaneseness eine entscheidende Rolle im Kampf der modernen koreanisch-stämmigen Bürger Japans für die Anerkennung ihrer Hybridität. Sie selbst sahen es als entscheidenden Schritt hin zum im heutigen Japan begehrten Label der *tabunka kyōsei*, der „multikulturellen Koexistenz“ (Chapman 2008: 115). Hierdurch wurde der Begriff „Japaner“ durch den koreanisch-stämmigen Teil der Bevölkerung zunehmend zu einer dem zivilen und politischen Diskurs ausgesetzten Kategorie, was die ansonsten übliche starke Verknüpfung zu geburtsabhängigen Markern wie „japanische Ethnizität“, Sprache und Kultur entwerteten soll. Die ebenfalls verbreitete Umkehrperspektive (bei gleichen Voraussetzungen) zum *kankokukei nihonjin* verkörpert der *nihonseki chōsenjin*, der „Koreaner japanischer Nationalität“. Auch hier wird per Definition eine Trennung zwischen der eigenen Abstammung und rechtlicher Zugehörigkeit vorgenommen. Weniger radikal ist allerdings die Tatsache, dass hierbei das Abstammungskonzept vom „Japaner“ unangetastet bleibt. Beiden Konzepten sind jedoch, so Hester (2008: 146 ff.), die Grundgedanken des Vierten Weges gemein: keine Repatriierung, kein Leben als ausländischer Bürger, keine Ablehnung des eigenen Kulturerbes, keine Absorption der eigenen Person in die „monoethnische“ Bevölkerung Japans. Befürwortet solle man hingegen eine vollwertige Einbindung in die bürgerrechtliche japanische Politsphäre und eine stolze

⁹¹ Es finden sich über die Literatur verteilt auch andere Bezeichnungen, wie: *kankokukei nihonjin*, *chōsenkei nihonjin*, *koriankei nihonjin* oder *korian-japanizu*.

Zurschaustellung des eigenen kulturellen Erbes (zum Beispiel durch das ausschließliche Tragen einen koreanischen Namens).

Tatsächlich unternahm auch der südkoreanische Staat 1999 angesichts der vielfältigen koreanischen Diaspora Schritte, um Bedenken gegenüber einer Einbürgerung „in der Fremde“ zu zerstreuen: Von offizieller Seite wird jeder „ethnische Koreaner“, der eine andere Staatsbürgerschaft annimmt, weiterhin als vollwertiger Koreaner anerkannt (Hester 2008: 146). Es scheint, als bilde die koreanische Diaspora in Japan durch ihre relative Zurückhaltung in Sachen Naturalisierung ohne Zurücklassen der koreanischen Identität eine Ausnahme.

Der Versuch, all die höchst unterschiedlichen und immer komplizierter werdenden Ausformungen koreanischer Identität in Japan unter dem Dach der Diaspora zusammenzufassen oder fix nach „Süd und Nord“ zu teilen, ist aussichtslos. Die Situation innerhalb der koreanischen Gemeinde ist äußerst unübersichtlich. Vielen Debatten um die eigene Identität liegen schwerwiegende Binaritäten wie „Korea – Japan“, „Nordkorea – Südkorea“, „koloniales Subjekt – Kolonialherr“, „junge Generation – ältere Generation“ und auch „Frau – Mann“ zu Grunde (Chapman 2008: 5). Es bestehen zahlreiche konträre Positionen und Streitpunkte. Schon die Frage nach dem eigenen Namen kann weitreichende soziale Konsequenzen haben, weshalb noch 2004 circa 90% aller koreanisch-stämmigen Japaner im sozialen Umfeld einen japanischen Namen nutzten (Merviö 2004: 147). Bereits dieses Verstecken der eigenen Herkunft erzeugt einen konstanten Druck auf das Individuum. Darüber hinaus erschwert es den Kontakt zu und den Austausch mit anderen Koreanisch-stämmigen. Wenngleich einige grundlegende Tendenzen – etwa eine generationenübergreifend nachlassende anti-japanische Stimmung und Orientierung an den beiden Koreas, ein schwindendes Interesse an deren Wiedervereinigung und die sich mindernde Ablehnung von Mischehen (Lie 2008: 159) – sich über die Jahre hinweg durchgesetzt haben, ist die koreanische „Gemeinde“ Japans tief und vielfältig gespalten. Feststellen lässt sich jedoch, betrachtet man den Charakter der geführten Diskurse, dass die Probleme der jüngeren Zeit beinahe ausschließlich intellektueller Natur sind. Wenngleich Diskriminierung auch heute noch ein Problem darstellt, sind die brutalen Zeiten der Lynchmorde, großflächiger Armut und des breiten antikoreanischen Rassismus vorbei.

12 Schluss

„Keine Gesellschaft ohne Macht, keine Macht ohne Hierarchie“, diese Annahme des französischen Soziologen Georges Balandier ist tief in der westlichen Sozialtheorie verankert. Und auch die japanische Gesellschaft straft sie nicht Lügen. Vor allem im geschäftlichen Umfeld dominiert auch heute noch eine ebenso träge wie starre, vertikale Machtstruktur. Horizontaler Austausch gilt als unerwünscht, Entscheidungsprozesse und

-findung auf „einer Ebene“ als undenkbar. Auch das familiäre Umfeld dominiert noch vornehmlich – wenngleich wie beinahe überall auf der Welt fortschreitender Auflockerung unterworfen – das patriarchale Ideal von der durch männlichen Broterwerb abgesicherten Kernfamilie⁹².

Ausgehend von ihrer ursprünglichen Startposition am unteren Ende der japanischen Sozialstruktur ist es sowohl Mitgliedern der koreanischen als auch der okinawaischen Minderheit im Laufe der Jahrzehnte gelungen, Veränderung herbeizuführen. Vielfältig wie die mögliche Zusammensetzung einer Familie ist auch die Beschaffenheit sowohl der koreanischen als auch okinawanischen Gemeinde. Und ganz ähnlich einer Familie kam es in beiden Fällen zu zahlreichen konträren Perspektiven, die langanhaltende Spannungen und Spaltungen zur Folge hatten. Sind die inneren Umstände festgefahren, können meist nur die äußeren schlichtend wirken. Im Falle der okinawanischen Gemeinde ergaben sich diese aus einem Zusammenspiel alter (rechtlicher) und jüngerer (sozialer) Umstände: die aus Annexionszeiten stammende vollwertige japanische Staatsbürgerschaft der Okinawaner, die mit der Rückgabe Okinawas an Japan durch die USA 1972 erneuert wurde. Selbst wenn man der okinawanischen Festlandminderheit „unjapanische“ Züge unterstellen mag, beugt die Staatsbürgerschaft einer weiterführenden rechtlichen Sonderstellung vor. Im Zusammenspiel mit der anhaltenden sozialen Aufwertung stereotyper „okinawanischer“ Ethnizität durch den Okinawa-Boom lösten sich generationsübergreifend einige Bedenken hinsichtlich der Vereinbarkeit von Herkunft und Heimat auf. Eben jene Staatsbürgerschaft wirft allerdings auch das Problem auf, dass die interne okinawanische Bevölkerungsgruppe auf Japans Festland von der breiten Masse häufig eben nicht als Minderheit angesehen wird, was sich nicht zuletzt in einem eingeschränkten und je nach aktueller Popularität des Themas auch zeitlich begrenztem Diskurs niederschlägt. Dies kann nicht nur dem okinawanischen Identitäts-Aktivisten sauer aufstoßen, dem es so nur schwer gelingen mag, Verständnis für sein Anliegen zu finden, sondern auch den Interessierten behindern, der sich – vor allem im Vergleich mit der koreanischen Minderheit – einer doch recht dünnen Quellenlage gegenübergestellt sieht. Dies lässt den Schluss zu, dass Okinawaner weder im Zuge historischer noch soziologischer Betrachtungen als existierende Minderheit ernstgenommen werden und zumindest die wahrgenommene Wichtigkeit der Problematik als gering eingestuft wird.

Anders stehen die Dinge im Falle der als extern betrachteten koreanischen Minderheit. So uniform der Begriff klingen mag, entfaltet sich unter seinem Dach ein Reigen der Identitäten. Zu groß ist die Diskrepanz im Umgang mit der bis heute andauernden Diskriminierung im ökonomischen, rechtlichen und sozialen Bereich. All

⁹² Sugimoto (2010: 65) argumentiert für ein „zweigeteiltes Japan“: Den „horizontal“ orientierten, matriarchalen Westen (Kyōto, Ōsaka) vis-à-vis des „vertikalen“, patriarchalen Ostens (Tōkyō, Yokohama). Bezeichnenderweise haben sich viele Minderheiten in der japanischen Gesellschaft im Westen „angesiedelt“, haben dort demnach den besseren Stand.

diesen Widrigkeiten – vor allem dem politisch vornehmlich rechts orientierten japanischen Establishment und dem negativen Bild in der Massenkommunikation – zum Trotz steigt, wie bereits beschrieben, die Zahl der Mischehen mit Japanern seit den 80er-Jahren kontinuierlich an. Mit Abschaffung der strikt patrilinealen Weitergabe der japanischen Nationalität 1985⁹³ war es fortan auch Kindern nicht-japanischer Väter möglich, die japanische Staatsbürgerschaft anzunehmen, was eine erhöhte Naturalisierungsrate zur Folge hatte. Obwohl es durchaus koreanische Hardliner gibt, stieg die Zahl derer, die eine Naturalisierung als Ausweg aus der Diskriminierung wahrnahmen, stetig. Immer noch wird der „innere“ Umgang mit dem eigenen koreanischen Erbe negativ durch die Angst vor einer Benachteiligung von außen beeinflusst. Deshalb umgehen auch heute noch viele Japaner koreanischer Abstammung – außerhalb koreanischer Ballungsräume wie beispielsweise Shinjuku, Tōkyō – diesen Konflikt, indem sie ihre Herkunft verstecken. Das Ausbleiben von Diskriminierung allein ist allerdings kein Grund zur Freude. Denn wie sollte man jemanden finden, der sie zu teilen bereit ist? Zu groß der Unterschied zwischen den mental japanischen Nachkommen der Oldcomer und den „frischen“, im Kopf koreanischen Newcomern. Letztere ähneln mit ihren Problemen eher der ersten Oldcomer-Generation, die altersbedingt aus der japanischen Gesellschaft zu verschwinden droht. Doch selbst innerhalb der Oldcomer-Gruppe besteht eine scheinbar unüberwindbare Kluft zwischen Naturalisierungs-Gegnern und –Befürwortern; zwischen den vielen, die – oftmals auf der Basis einer japanischen Staatsbürgerschaft – den sozialen Sprung nach oben geschafft haben und jenen, die bis heute engagiert für einen besseren Stand koreanischer Staatsbürger kämpfen oder sich bewusst für eine geschäftliche Spezialisierung in der koreanischen Ethno-Wirtschaft entschieden haben.

Angesiedelt in einer Welt zwischen „Japaner“ und „Ausländer“ und unter dem ständig auf sie projizierten Einfluss der beiden Koreas, mit denen sie häufig kaum mehr etwas zu tun haben, hat sich eine eigentümliche und komplexe Gesellschaft gebildet. Umso verheißungsvoller klingt da die Idee des Vierten Weges als beinahe wundersames Allheilmittel – der Ausweg aus dem Limbus, um fortan zumindest rechtlichen Beschneidungen vorzubeugen. Sollte sich diese Idee von der eigenen Identität durchsetzen, hätten die koreanisch-stämmigen Bürger Japans auf dem Papier den Schritt von der externen zur internen Bevölkerungsgruppe geschafft. Sie befänden sich also – zwar unter anderen Zeitumständen – in einer Position, der auch der Gruppe der Okinawaner einmal als Startpunkt gedient hat. Eine zu starke Fixierung auf Kategorien und „Wege“ trägt am Ende jedoch womöglich nur zu weiteren zwanghaften Versuchen der Identitätsfindung und –zuordnung bei.

⁹³ <http://www.japantimes.co.jp/news/2011/12/27/reference/many-angles-to-acquiring-japanese-citizenship/#.VajpwlLv6eY> Zugriff am 17.07.2015, 13:30 Uhr.

Aus diesem Grund möchte ich diesen Text mit den Worten Sugiharas, dem nordkoreanisch-stämmigen Zainichi-Hauptcharakter des Films Go (2001), schließen:

“You Japanese do not feel at ease unless you categorize and name us in any way. Do not confine me in such a narrow category!”

13 Literaturverzeichnis

Antoni, Klaus: *Zur historischen Legitimation des japanischen Anspruches auf die Ryūkyū-Inseln: Tametomo oder die Dämonie der Fremde*; in: *Oriens Extremus*, 30. Jahrgang, 1983-1986. Wiesbaden: Otto Harrassowitz, 1988.

Chapman, David: *Zainichi Korean Identity and Ethnicity*. Abingdon: Routledge, 2008.

Christy, Alan S.: *The Making of Imperial Subjects in Okinawa*; in: Weiner, Michael (Hrsg.): *Race, Ethnicity and Migration in Modern Japan. Imagined and Imaginary Minorities*. Band 3/3. New York: RoutledgeCurzon, 2006.

Chua Beng Huat, Iwabuchi Koichi (Hrsgg.): *East Asian Pop Culture: Analyzing the Korean Wave*. Hong Kong: Hong Kong University Press, 2008.

Denon, Donald; Hudson, Mark; McCormack, Gavan; Morris-Suzuki, Tessa (Hrsgg.): *Multicultural Japan: Paleolithic to Postmodern*. Cambridge: Cambridge University Press, 2001.

Gellner, Ernest: *Nations and Nationalism (New Perspectives on the Past)*. Ithaca: Cornell University Press, 1983.

Graburn, Nelson H.H.; Ertl, John; Tierney, Roderic Kenji (Hrsgg.): *Multiculturalism in the New Japan. Crossing the Boundaries Within*; in: *Asian Anthropologies*, 6. Band. New York/Oxford: Berghahn Books, 2008.

Hanazaki Kōhei: *Ainu Moshir and Yaponesia: Ainu and Okinawan Identities in Contemporary Japan*; in: Weiner, Michael (Hrsg.): *Race, Ethnicity and Migration in Modern Japan. Imagined and Imaginary Minorities*. Band 3/3. New York: RoutledgeCurzon, 2006.

川村千鶴子: 「移民国家日本」と多文化共生論. 多文化都市・新宿の深層. 東京: 明石書店, 2008

(Kawamura Chizuko: „Einwanderungsland Japan“ und die Theorien vom multikulturellen Zusammenleben. Tōkyō: Akashi-Verlag, 2008.)

Kerr, George H.: *Okinawa: The History of an Island People*. Tokyo/Rutland/Singapore: Tuttle Publishing, 2000.

Komai Hiroshi: *Foreign Migrants in Contemporary Japan*. Melbourne: Trans Pacific press, 2001.

Kreiner, Josef; Möhwald, Ulrich; Ölschleger, Hans-Dieter (Hrsgg.): *Handbook of Oriental Studies. Section 5, Japan*. 9. Band: *Modern Japanese Society*. Leiden/Boston: Brill, 2004.

Lee Changsoo; De Vos, George: *Koreans in Japan. Ethnic Conflict and Accommodation*. Berkley/ Los Angeles: University of California Press, 1981.

Lie, John: *Zainichi (Koreans in Japan): Diasporic Nationalism and Postcolonial Identity*. Berkley/Los Angeles/London: University of California press, 2008.

Lützel, Ralph: *Ungleichheit in der global city Tōkyō. Aktuelle sozialräumliche Entwicklungen im Spannungsfeld von Globalisierung und lokalen Sonderbedingungen*; in: *Monografien aus dem deutschen Institut für Japanstudien*, Band 42. München: Iudicum Verlag GmbH, 2008.

Merviö, Mika: *Koreans in Japan and Shimane*; in: Akaha Tsuneo; Vasilieva, Anna (Hrsg.): *Crossing National Borders: Human Migration Issues in Northeast Asia*. Tōkyō: United Nations University Press, 2005.

Mitchell, Richard H.: *The Korean Minority in Japan*. Berkley/Los Angeles: University of California Press, 1967.

Nakano Makoto: *Toward an Understanding of Japan's Cultural and Racial Identity: Historical Implications for Foreign Residents and Foreign Workers*. Michigan: University Microfilms International, 1995.

Rabson, Steve: *The Okinawan Diaspora in Japan: Crossing the Borders Within*. Hawaii: University of Hawaii Press, 2012.

Ryang, Sonia; Lie, John: *Diaspora Without Homeland: Being Korean in Japan*. Berkeley/ Los Angeles: California University Press, 2009.

Smits, Gregory: *Epilogue and Conclusions to Visions of Ryukyu*; in: Weiner, Michael (Hrsg.): *Race, Ethnicity and Migration in Modern Japan. Imagined and imaginary minorities*. Band 3/3. New York: RoutledgeCurzon, 2006.

Sugimoto Yoshio: *An Introduction to Japanese Society*, 3. Auflage. Cambridge: Cambridge University Press, 2010.

BEI GRIN MACHT SICH IHR WISSEN BEZAHLT



- Wir veröffentlichen Ihre Hausarbeit, Bachelor- und Masterarbeit
- Ihr eigenes eBook und Buch - weltweit in allen wichtigen Shops
- Verdienen Sie an jedem Verkauf

Jetzt bei www.GRIN.com hochladen
und kostenlos publizieren

